

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 23 (2016)

Heft: 3: Zeiterfahrungen : Beschleunigung und plurale Temporalitäten =
Expériences du temps : accélération et temporalités plurielles

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Achim Landwehr
Geburt der Gegenwart
Eine Geschichte der Zeit
im 17. Jahrhundert

S. Fischer, Frankfurt a. M. 2014, 448 S., € 36,-

«Die Zeit», heisst es im *Rosenkavalier*, «die ist ein sonderbar Ding. Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie.» Für Achim Landwehr kam ein solcher Moment in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Damals, so die zentrale These seines Buchs, habe sich eine fundamentale Verschiebung der Art und Weise ergeben, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander ins Verhältnis gesetzt wurden. Die Gegenwart habe sich von ihrer vielfältigen Determinierung durch historische, mythische und religiöse Vergangenheiten entkoppelt und sei zuallererst als eigenständiger Zeit-Raum wahrnehmbar geworden. Dadurch sei eine genuin offene Zukunft entstanden, welche durch Prognose und Planung gestaltet und durch Stochastik und Versicherungsmathematik kalkuliert werden konnte. Landwehr begreift diese Transformation als ein Phänomen historischer Emergenz, welches keineswegs planvoll ins Werk gesetzt wurde, sondern sich in den verschiedensten Lebensbereichen zeigt und diese in eine neue temporale Ordnung überführt. Das Anliegen seines Buchs ist es, diese Geburt der Gegenwart als Beginn eines neuen Zeitregimes und einer neuen Form des Zeitwissens in Medien wie dem Kalender und der Zeitung, in Normierungen wie Kleiderordnungen und Katechismen, in Wissensformen wie der Historiografie und der Naturgeschichte, in Praktiken wie der

Gefängnisstrafe und der Pestprävention oder in Technologien wie der Uhr aufzuzeigen.

Die Gegenwart, die da geboren wird, bestimmt Landwehr im theoretisch anspruchsvollsten, aber auch anregendsten Kapitel des Buchs («Welche Gegenwart?») weniger als Zeitraum sui generis denn vielmehr relational als «Differenzpunkt im historischen Prozess», der durch historisch spezifische «Bezugnahmen auf Vergangenheit und Zukunft» (175) gekennzeichnet ist. Ebendiese Bezugnahmen ändern sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der- gestalt, dass die Gegenwart nicht mehr durch eine vorbildhafte Vergangenheit bestimmt ist und auch nicht auf eine dar- aus abgeleitete bekannte (oftmals als eschatologisch konzipierte) Zukunft vor- ausweist, sondern als «Dispositionszeit- raum» erscheint. Indem immer unklarer wurde, wie man sich zur Vergangenheit zu verhalten habe und was die Zukunft bringen würde, wurden, so Landwehrs These, Handlungsspielräume in der Ge- genwart für einen zukünftigen Horizont frei. So «wandelt sich die Zeit von einem gegebenen Sinnssystem zu einer verfügbaren Ressource». (179) Verfügbarkeit, Gestaltbarkeit und Zukunftsoffenheit sind die entscheidenden Charakteristika der neuzeitlichen «Zeitschaft». (37) Zugleich legt Landwehr grössten Wert darauf, keine teleologische Ablösungsgeschichte zu er- zählen. Vielmehr besteht er immer wieder auf der Pluritemporalität, auf dem Neben-, Mit- und manchmal Gegeneinander ver- schiedener Zeitwahrnehmungen. In seinem Narrativ setzt sich ein modernes Zeit- regime nicht unaufhaltsam durch, sondern bildet sich mühsam und widersprüchlich

heraus. Die unkalkulierbare Emergenz des neuen Zeitregimes lässt sich nur historiografisch aufzeigen, nicht aus der Moderne rückprojizieren.

HistorikerInnen, die sich für die Geschichte der Zeit interessieren, mag die These von der Öffnung der Zukunft als neuzeitlicher Zeitschaft bekannt vorkommen. Sie findet sich recht genau in Reinhart Kosellecks Begriffsgeschichte der Neuzeit, seiner Beobachtung des Auseinandertretens von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont oder seiner Genealogie des Topos der *historia magistra vitae*. Insofern ist die Grundidee von Landwehrs Buch nicht vollkommen neu. Umso erstaunlicher ist es, dass Koselleck als Referenz darin kaum vorkommt. Landwehr bezieht sich nur zweimal auf ihn, einmal auf dessen Betrachtungen zu Altdorfers *Alexanderschlacht* und einmal – beinahe ironisch – auf Koselleck als den «unangefochtene[n] Experte[n]» (249) auf dem Gebiet der Pluralität historischer Zeiten. Es stellt sich angesichts der offenkundigen inhaltlichen Parallelitäten also die Frage, ob Landwehr einen untergründigen Dialog mit Kosellecks Thesen führt und inwiefern er sich von diesen abzusetzen vermag. Auffällig ist zunächst, dass Landwehr (in Übereinstimmung mit neueren Forschungen etwa von Peter Burke, Daniel Fulda oder Jan Marco Sawilla) all jene Prozesse der Temporalisierung von Geschichte, welche Koselleck mehrheitlich in der Sattelzeit zwischen 1750 und 1850 verortete, schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auffindet. Dabei geht es ihm keineswegs nur um eine Revision der Koselleck'schen Periodisierung oder um eine schlichte Vordatierung von geteilten Befunden. Vielmehr unterscheiden sich beide grundsätzlich im methodischen Zugriff. Wo Koselleck vornehmlich begriffsgeschichtlich arbeitete und damit auf Konjunkturen der Begriffsverwendung als Indikatoren historischen Wandels

angewiesen blieb, kann Landwehrs umfassenderer Blick auf Medien, Normen, Wissensformen, Praktiken und Technologien Spuren der neuzeitlichen Zeitschaft auch dort identifizieren, wo diese noch nicht in Begriffe gegossen sind. Die Zeit ist im 17. Jahrhundert auch darum ein «sonderbar Ding», weil man sie dort spüren kann, wo man sie nicht auf den ersten Blick vermutet. Es ist der bleibende Verdienst von Landwehrs elegant und flüssig geschriebenem Buch, diese Transformationen und Verschiebungen plastisch und farbig vor Augen zu führen. Darüber hinaus kann man es als einen verdeckten, aber umso kritischeren Kommentar zur Sattelzeit-These lesen. Und hier liegt wohl das eigentliche Provokationspotenzial, das es verdiente hätte, ein wenig deutlicher expliziert zu werden.

Jan-Friedrich Missfelder (Zürich)

François Hartog
Régimes d'historicité
Présentisme et expérience du temps
 Seuil, Paris 2015 [2003], 321 p., € 9,50

Dans cet ouvrage composé de cinq chapitres autonomes, François Hartog articule une réflexion stimulante et cherche avant tout à éclairer ce qu'il appelle le «présentisme» (la tyrannie de l'instant et du piétinement d'un présent perpétuel). Dans ce sens, il pointe le rôle décisif qu'a l'histoire dans ce processus de «déprise du présent». Il va de soi que les expériences du temps sont multiples et que les sociétés ont entretenu et entretiennent des rapports particuliers avec les différentes catégories que sont le passé, le présent et le futur. La notion de «régimes d'historicité» est présentée comme un instrument comparatif susceptible de prendre en compte les diverses manières d'articuler cette tripartition temporelle.

L'intérêt du travail de Hartog réside dans l'articulation de ces trois catégories, qui posent surtout problème dans les moments de «crise». C'est pourquoi il s'est centré sur les phases ou les articulations qui viennent à perdre de leur évidence, ce que Hannah Arendt a appelé «gaps» et que l'on peut comprendre comme brèches ou «brisures du temps». En effet, dans *Between Past and Future*, ces brèches se définissent par un étrange entre-deux dans le temps. Il s'agit d'un intervalle entièrement déterminé par ce qui n'est plus et par des événements qui ne sont pas encore: ainsi, le temps semble arrêté ou, plus encore, désorienté. Hartog en vient donc à questionner notre présent. Vivons-nous une de ces périodes de brèche? Sommes-nous dans un moment de crise du temps? C'est parce que les articulations des trois catégories perdent de leur évidence que l'on peut considérer que l'on est bien dans une crise du temps.

Quant à l'articulation des trois catégories *passé, présent, futur*, Hartog construit son hypothèse à partir d'une phrase centrale de la *Démocratie en Amérique* de Tocqueville: «Le passé n'éclairant plus l'avenir, l'esprit marche dans les ténèbres.» (133) De ce fait, lorsque le passé éclaire l'avenir, nous sommes dans ce que Hartog appelle l'ancien régime d'historicité: la lumière vient du passé et se projette sur le futur. En d'autres termes, l'intelligibilité provient du passé et permet de comprendre le présent et le futur; on se tourne donc vers le passé pour cerner l'avenir. Il ne fait nul doute que ce mode de rapport au passé, qui s'est mis en place durant l'Antiquité, a régné pendant des siècles. Cette ressource du passé – ou ce passé perçu comme ressource – avait pour dessein de fournir des exemples dont l'imitation devait moduler le présent, sinon le futur.

A l'époque dite contemporaine, cette représentation temporelle s'inverse. La date symbolique marquant ce passage –

qui n'est toutefois nullement abrupt, mais bien plutôt lent et différent selon les contextes nationaux et les classes sociales – serait 1789. Avec la Révolution française, le rapport au temps est modifié: le temps est désormais perçu ou subi comme une accélération. Depuis le milieu du 17^e siècle déjà et jusqu'au cours du 20^e siècle, ce temps est porteur de progrès et symbolise un acteur de l'histoire. Les choses se produisent au moyen du temps et non plus dans le temps lui-même. Désormais, l'intelligibilité vient du futur et permet de comprendre ce qui se passe et ce qui s'est passé. C'est donc entre 1750 et 1850 que se met en place le régime moderne d'historicité. Pour appréhender et éclairer ce moment d'entre-deux, Hartog se sert de manière tout à fait pertinente de la trajectoire et de l'œuvre de Chateaubriand qui devient son guide: celui-ci a passé son temps entre l'Ancien et le Nouveau Monde, entre l'ancien et le nouveau régime d'historicité. Son écriture même est à placer dans cette tension, dans cet entre-deux qui culmine dans les *Mémoires d'outre-tombe* dont la rédaction s'étire entre 1809 et 1841. Alors que Chateaubriand remettait déjà en cause l'étude comparative entre Anciens et Modernes, dénonçant l'imitation comme nocive – ce qui est bon pour un peuple est rarement bon pour un autre, (109) Tocqueville termine et constate le changement définitif de régime d'historicité par et dans son entreprise américaine: «Je remonte de siècle en siècle jusqu'à l'Antiquité la plus reculée: je n'aperçois rien qui ressemble à ce qui est sous mes yeux.» Son livre élabore «une science politique nouvelle» pour un monde nouveau. (133)

Dans les deux dernières décennies du 20^e siècle, on assiste à l'avènement de la «mémoire» qui intègre le premier plan de la vision historienne et qui explique un «centrement» sur la catégorie du seul présent. (25 s.) Ce phénomène «présentiste» n'a d'ailleurs pas touché que la France,

mais bien l'ensemble du monde occidental. Aussi peut-on se demander si la mémoire n'est pas venue en quelque sorte concurrencer l'histoire, voire même si elle n'a pas cherché à s'y substituer. Hartog qualifie ce phénomène récent de «présentisme». Il forme ce néologisme par rapport et en distinction du futurisme. (16) Le régime moderne d'historicité peut être désigné comme futuriste, en ce sens que la lumière et l'intelligibilité viennent du futur. On l'a vu, l'ancien régime d'historicité était passéiste puisque c'était le point de vue du passé qui dominait les représentations du présent et du futur. Hartog interroge donc les dernières années du 20^e siècle qui auraient dessiné dans nos sociétés un régime présentiste, c'est-à-dire un régime dans lequel la catégorie du présent serait la catégorie dominante. En d'autres termes, le présent chercherait sa propre intelligibilité dans la seule prise en compte de ce présent multiforme que Hartog appelle «monstre». Dans cette perspective, il lit ce phénomène nouveau comme l'indication de la mise en place d'un nouveau régime d'historicité, non pas futuriste mais bien présentiste.

Le cours même de l'histoire récente a été marqué par la chute du mur de Berlin en 1989 mais aussi par la montée de multiples fondamentalismes. Ces deux phénomènes ont brutalement et durablement brouillé notre rapport au temps. On perçoit dans le détail à l'heure présente que les phénomènes fondamentalistes sont travaylés par une crise de l'avenir tandis que les traditions vers lesquelles ils croient se tourner – mixtes d'archaïsme et de modernité – sont largement «inventées». (21) Qui plus est, à cette menace de l'incertitude se joint le scandale d'un avenir fermé.

Dans cet essai aussi brillant que complexe, l'auteur propose un «modèle» interprétatif susceptible d'éclairer «un présent en pleine décélération, sans passé et sans vraiment de futur non plus». Il s'agirait

encore, et l'auteur en est bien conscient, de mesurer l'efficience de ce «modèle» en dehors du prisme occidental, où la tripartition temporelle est régie par d'autres logiques. Enfin, l'analyse a le grand mérite de s'extraire de tout compartimentage disciplinaire, faisant une large place à la littérature comme à l'anthropologie. S'il ressort de cet ouvrage un certain pessimisme, il ne faut pas oublier que notre temps, aussi chaotique soit-il, constitue, comme l'a si bien souligné François Laplantine (*Je, nous et les autres*, Le Pommier, Paris 2010, 9 s.) un défi extrêmement stimulant pour penser l'évanescence, l'aléatoire, le précaire et le turbulent.

Alexandre Fontaine (Vevey)

Chris Lorenz, Berber Bevernage (Hg.)
Breaking up Time
Negotiating the Borders between
Present, Past and Future

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 274 S., € 65,-

Geschichte ist, nach einem Diktum Marc Blochs, die Wissenschaft von den Menschen in der Zeit: «Der Historiker denkt nicht nur über Menschen nach. Die Atmosphäre, in der sein Denken von Natur aus atmet, ist die Kategorie der Zeit.» (Marc Bloch, *Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers*, Stuttgart 2002, 32) Die Beiträge in *Breaking up Time* gehen der Kategorie der Zeit aus historischer und theoretischer Perspektive nach und relativieren damit die Bedeutung des Zeitlichen für die Geschichtsschreibung.

Nach der Zeit zu fragen heißt zu fragen, wie wir Geschichte schreiben wollen. Es bedeutet, wie die Herausgeber einleitend feststellen, Historiker als Akteure und politisch Verantwortliche zu betrachten und die Erzählung der Vergangenheit als Gestaltung der Gegenwart und Zukunft zu begreifen.

Debatten zu Zeitlichkeit treiben die modernen Geschichtswissenschaften seit jeher um. Sie waren zuletzt zentral in der Auseinandersetzung um Jo Guldis und David Armitages *History Manifesto* (2014), welches eine politisch einflussreiche Geschichtsschreibung an *longue durée* und Big Data gekoppelt sehen wollte. In ihrer Kritik haben Deborah Cohen und Peter Mandler diese Verbindung entkräftet und darauf hingewiesen, dass Güte und Öffentlichkeitswirksamkeit von Geschichte sich nicht über die Länge von Untersuchungszeiträumen definieren lassen. (Deborah Cohen, Peter Mandler, «The History Manifesto: A Critique», *American Historical Review* 120/2 [2015], 530–542) Die Frage nach dem Zeithorizont ist ebenfalls grundlegend für das Feld der *big history* und der *deep history*, in welchem Veränderungen im Takt von Milliarden Jahren gedacht und Geschichtsschreibung mit naturwissenschaftlichen Methoden betrieben werden. Nicht zuletzt rückt eine globalgeschichtliche Perspektive die privilegierte Stellung der Zeit in der Geschichtsschreibung in neues Licht – ich komme darauf zurück.

Breaking up Time ist ein Beitrag zu diesen Debatten, und während der Band wiederholt auf dem Neuigkeitswert des Themas beharrt, kann er insbesondere dort überzeugen, wo Herausgeber und Autoren sich in der reichen und diversen Literatur zum Thema verorten, mit Hinweisen insbesondere auf Reinhart Koselleck sowie François Hartog (Letzterer steuert einen eigenen Beitrag bei) sowie auf Dipesh Chakrabarty, Hans Blumenberg und Michel de Certeau. Gemein ist allen Beiträgen, dass sie das eurozentrische Modell linear voranschreitender Zeit problematisieren, das der Geschichtsschreibung, wie sie sich im 19. Jahrhundert professionalisiert hat, zugrunde liegt.

Die Mehrzahl der Artikel historisiert das Konzept der Moderne und trägt damit zu einer Geschichte der Zeit bei. Diese

Texte überzeugen einzeln wie auch in ihrer Zusammenstellung nicht zuletzt dadurch, dass sie auf vielfältige Quellen zurückgreifen und diese innovativ analysieren: Ruinen (Peter Fritzsche) und gescheiterte Kalendarien (Sanja Perovic) geben Einblick in die Wahrnehmung von Zeit und Veränderung, während Gewalt und Terror als Praktiken des Zeitenbruchs begriffen werden (Claudia Verhoeven, Lucian Hölscher). Theoretisch ausgerichtete Beiträge problematisieren den Modus der Erinnerung (Aleida Assmann), hinterfragen die Unterscheidung zwischen Gegenwart und Vergangenheit aus philosophischer Perspektive (Jonathan Gorman, Constantin Fasolt) und steuern den Begriff des *global contemporary* bei (Peter Osborne), der kunsttheoretische Debatten im Zeitalter globaler Biennale prägt.

Massgeblich und zentral sind bei allem globalgeschichtlich orientierte Kapitel, denen eine eigene Sektion gewidmet ist, die sich aber auch durch den gesamten Band ziehen (Osborne, Verhoeven). Nicht umsonst eröffnete Lynn Hunts *Globalisation and Time* als Keynote die Konferenz, aus welcher der Sammelband hervorgeht. Artikel zur Verwendung des westlichen Zeit- und Geschichtsmodells in der Bildung der japanischen Nation (Stefan Tanaka) und zur Transformation des chinesischen Zeitbegriffs um 1900 (Axel Schneider) historisieren den Nutzen und den Nachteil der Moderne über den globalen Norden hinaus. (Auf ähnliche Weise hat Christopher Hill, *National History and the World of Nations*, Durham 2008, die Rolle der Geschichtsschreibung für die Nationenbildung in Frankreich, den Vereinigten Staaten und Japan untersucht.) William Gallois verweist auf die Rolle des islamischen Zeitverständnisses im antifranzösischen Widerstand um 1830 und erweitert und verkompliziert damit den historischen Komplex «moderne Zeit / Nationenbildung» auf gelungene Weise.

Der Wert dieser globalgeschichtlichen Beiträge liegt vor allem darin, dass sie Antworten auf die Fragen geben, die der Band mit der Problematisierung und Historisierung des modernen westlichen Zeitkonzepts aufwirft. Kritisch haben frühere Rezessenten bemerkt, dass *Breaking up Time* keine alternativen Modelle von Zeitlichkeit entwerfe. Es bleibe offen, so Achim Landwehr, wie man die Zeit «wieder zusammensetzen könnte, nachdem sie erst einmal aufgebrochen ist», und Martin Davies bemängelt eine unreflektierte Verwendung sequenzieller Zeitmodelle in den historischen Beiträgen des Bands. Abgesehen davon, dass Huns Artikel ausgehend von der gleichen Beobachtung eine Hinwendung zur *deep history* fordert (die jedoch nur begrenzt überzeugt), stellt sich die Frage, ob es tatsächlich ein Mangel ist, auf den Entwurf alternativer Zeitmodelle zu verzichten.

Ganz im Gegenteil legt *Breaking up Time* nahe, dass mit der Dekonstruktion und Historisierung moderner, eurozentrischer Zeitlichkeit zugleich die Bedeutung des Zeitlichen als massgeblicher Fluchtpunkt historischen Denkens relativiert wird. Geschichte kann, erstens, nicht nach einem einzigen Zeitmaßstab gemessen werden. Dies bedeutet nicht nur, dass Zeitspektiven sich je nach Gegenstand und Fragestellung unterscheiden. Es bedeutet auch, dass zur Behandlung eines Gegenstands und zur Beantwortung einer Frage oft mehr als ein einzelner Zeithorizont voneinander ist – Stichwort *jeux d'échelles*. Neben genealogischen Perspektiven variabler Länge schliesst dies eine synchrone Blickrichtung ein. Zweitens, und dies legt *Breaking up Time* insbesondere in seinem Fokus auf globalgeschichtliche Zusammenhänge nahe, geht mit der Relativierung der Moderne die Verabschiedung vom Fokus auf das Chronologische einher. Kaum jemand wird bestreiten, dass Zeit, wenn auch ein unerlässlicher, so doch

nicht der einzige bedeutende Parameter der Geschichtsschreibung ist. Der Historiker ist kein Chronist. Geschichte mag, um auf Bloch zurückzukommen, die Wissenschaft von den Menschen in der Zeit sein. Doch das historische Erkenntnisinteresse wird nicht allein durch die Frage bestimmt, wann etwas geschah, sondern auch wo, wer daran beteiligt war – und wer nicht.

Susanne Schmidt (Cambridge)

Multiple Temporalities

Forum

**History and Theory
Studies in the Philosophy
of History 53/4 (2014)**

Die Zeitschrift *History and Theory* ist in den letzten Jahren vermehrt mit Beiträgen hervorgetreten, die sich mit der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Zeit beschäftigen. So widmete sie ihre erste *Virtual Issue* 2012 dem Thema *New Metaphysics of Time* und versammelte darin zuvor in *History and Theory* erschienene Artikel, die sich allesamt mit den Fragen auseinandersetzen, welches Zeitverständnis der historiografischen Praxis zugrunde liegt, welche Pfade die geschichtswissenschaftliche Theorisierung von Zeitbegriffen einschlagen könnte und wie für das historiografische Schreiben kaum verzichtbare Temporabegriffe wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinander bezogen werden und damit historische Narrative strukturieren. In der Fluchtiline dieser redaktionellen Schwerpunktsetzung steht auch das hier zu besprechende *History and Theory*-Forum zu *Multiple Temporalities*.

Die versammelten Aufsätze finden ihren gemeinsamen Nenner in der Zurückweisung eines Zeitbegriffs im Kollektivsingular und erkunden stattdessen «times in the plural» und «multiple times», wie

Helge Jordheim in seinem als Einleitung zu den weiteren Beiträgen konzipierten Aufsatz schreibt. Darin glaubt Jordheim eine valable Alternative zu umfassenden und homogenisierenden Temporal- und Epochenbegriffen zu erblicken, wie sie zuletzt etwa in den Vorschlägen zur Untersuchung von Präsentismus und Zeitregimen artikuliert wurden. Jordheim verfolgt erstens die These, «that the most fundamental temporal feature of history is indeed *Ungleichzeitigkeit*», und zweitens, dass der korrelierende Begriff, also Gleichzeitigkeit, nicht als gegebener Zustand, sondern als «complex set of linguistic, conceptual, and technological practices of synchronization» zu begreifen sei. (505) Dabei geht Jordheim offenbar von einer Asymmetrie zwischen seinen beiden erkenntnisleitenden Begriffen aus, verwendet er doch nie den Begriff der Pluralisierung, sondern nur den der Pluralität, wohingegen er Synchronisierung als Handlungsbegriff darstellt. Die Pluralität der Zeiten scheint gegeben, Synchronisierung hingegen wird gemacht. Ob denn nicht auch von einer Pluralisierung der Zeiten ausgegangen werden kann, bleibt demgegenüber unbeantwortet, weil Jordheim offensichtlich von einer Vielzahl von Zeiten als *der* ontologisch-temporalen Grundstruktur der Geschichte ausgeht. Im Anschluss an eine ausführliche Diskussion von Reinhart Koselleck versucht Jordheim, seine These empirisch zu untermauern. Er argumentiert dabei, dass das wachsende Bewusstsein kulturräumlicher Heterogenität durch die europäische Expansion im 18. Jahrhundert mit einem Versuch der Synchronisierung einhergegangen sei. Universalgeschichten, Enzyklopädien und Weltkarten stellten neue Textgattungen und visuelle Repräsentationen dar, durch welche die Wahrnehmung von globaler Differenz verzeitlicht, synchronisiert und in eine integrierte Darstellungsform gebracht worden seien.

Mit der Historiografie über den Islam und den diesen Narrativen zugrunde liegenden Temporalstrukturen beschäftigt sich Shahzad Bashir in einem Essay *On Islamic Time*. Bashir zeigt, wie die Geschichtsschreibung über den Islam nach wie vor von narrativen Plots geprägt ist, die in der Orientalismus-Historiografie des 19. Jahrhunderts gründen. Deren charakteristisches Merkmal war, so Bashir, dass die ausgewerteten Quellen aus den muslimisch geprägten Gesellschaften und Kulturen in temporale Kategorien und Taxonomien westlichen Zeitdenkens gegossen wurden und dadurch «der» Islam als Objekt konstruiert, essenziellisiert und homogenisiert wurde. Die Perspektive der «multiple temporalities» öffne im historiografischen Feld einer Geschichte des Islams deswegen nicht nur die Möglichkeit, der Komplexität und Heterogenität des Untersuchungsgegenstands mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern lade auch zu einer Relektüre zentraler Quellentexte ein. Diese auf ihre temporalen Muster und narrative Bewältigung von Zeit hin zu lesen verdeutliche, dass hier keineswegs das hegemoniale chronologisch-teleologische Zeitdenken des Westens reproduziert werde, sondern komplexe und vielgliedrige Erzähl- und Zeitstrukturen vorherrschen. Zyklische Wiederholungsstrukturen, Vor- und Rückblenden, multiperspektivische Erinnerungserzählungen sowie ereignis-hafte Brüche verdeutlichen die «multiplicity of Islamic temporal regimes», (542) die sich den linearen Zeitmodellen westlicher Historiografie entziehen würden.

Stefan Helgesson setzt sich in seinem Beitrag kritisch mit den Revisionen des Zeitdenkens in den *postcolonial studies* auseinander. In seiner Sichtweise laufen postkoloniale Konzeptionen von multipler Zeit Gefahr, dass sie aufgrund ihrer Verknüpfung von Zeitlichkeit und räumlich lokalisierten Kulturen jene dichotomischen Deutungsmuster des Westens und des

Nichtwestens, des Eigenen und des Anderen reproduzieren, die zu kritisieren sie eigentlich angetreten waren. Die Verräumlichung von Zeit schaffe Aporien, die mit jenen des Kulturrelativismus vergleichbar seien. Abhilfe glaubt Helgesson in einer radikalen Auffächerung unterschiedlicher Temporalitäten zu finden. In der Diskussion der Darstellung des brasilianischen Canudos-Aufstands in Euclides da Cunhas 1902 erschienenem Buch *Os Sertões* (deutsch *Krieg im Sertão*) versucht er, das Potenzial literarischer Verfahren der Heterochronizität (ein Begriff, den er von Michail Bachtins Heteroglossie ableitet) für historiografische Darstellungen herauszuarbeiten. Indem Cunhas ein ganzes Repertoire unterschiedlicher Temporalstrukturen – evolutionäre, präsentistische, progressive, säkulare, sakrale und chiliasmatische – integriere und aufeinander beziehe, breche er radikal mit unifizierenden Zeitkonzepten. Was dies indes für historiografische Darstellungen bedeutet, führt Helgesson nicht weiter aus.

Den Verflechtungen zwischen sozialen, wissenschaftlichen und technischen Zeitmodellen geht Geoffrey C. Bowker in seinem etwas määndrierenden Aufsatz *All Together Now. Synchronization, Speed, and the Failure of Narrativity* nach. Er argumentiert, dass das 19. Jahrhundert fälschlicherweise auf seine progressiven Zeittarisse reduziert worden sei, was den Blick auf jene Diskurse verstelle, die sich um «the eternal changeless» drehten. (565) Es sei die Spannung zwischen Fortschrittdynamik und Stabilisierungsbedürfnis, die das Zeitdenken während des 19. Jahrhunderts geprägt habe. Diese Spannung stehe in einem engen Zusammenhang mit der Geschichte der kommunikations- und informationstechnologischen Infrastrukturen, die einerseits Beschleunigungserfahrungen, andererseits einen ungeheuren Synchronisierungs- und Abstrahierungsbedarf auslösten, der wiederum stabilisierend auf

die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Zeit wirke. Weil Kommunikations- und Informationstechnologien zwar neue zeitliche Verflechtungen beförderten und Abstimmungen erforderlich machten, aber gleichzeitig begrenzte Räume erschlossen, liessen sie sich ebenso als synchronisierende «machineries of sameness» wie als desynchronisierende «machineries of difference» betrachten. (575)

Den Abschluss des Forums macht Lucian Hölscher mit seinen Ausführungen zur Verwendung von Temporalbegriffen in der modernen Historiografie. Er versteht die Analyse von Temporalbegriffen wie Epoche, Zeitalter, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einerseits als Beitrag zu einer Historisierung der modernen Geschichtsschreibung seit der Aufklärung, andererseits als selbstreflexive Auseinandersetzung mit kaum zu entbehrenden methodologischen Werkzeugen der Geschichtsschreibung. Im Rückgriff auf die Debatte zwischen Newton und Leibniz über die Bedeutung der Zeit argumentiert Hölscher, dass der neuzeitlichen Geschichtsschreibung ein doppelter Zeitbegriff zugrunde liege. Newtons Konzeption einer leeren, abstrakten und quantitativ-mathematischen Zeit sei nach wie vor zentral für historiografische Basisoperationen wie Datierung und Chronologie; ohne sie wäre es nicht möglich, zeitliche Distanz zwischen Ereignissen zu messen oder Aussagen über Gleichzeitigkeit zu treffen. Demgegenüber wirke Leibniz' relationales Zeitkonzept wirkmächtig nach, indem Zeit als systemischer und inhaltlicher Zusammenhang gelesen werde, der eine sinnstiftende Qualität in historiografischen Narrativen generiere. Seit der Aufklärung vollziehe sich die Geschichtsschreibung im Wechselspiel von leerer und gefüllter Zeit, ein Wechselspiel, welches er mit der analytisch gewendeten Metapher der «time gardens» einzufangen versucht. (585) Im Hinblick auf die Praxis

der Geschichtsschreibung gibt Hölscher zu bedenken, dass diese dialektisch verbundenen Dimensionen von Zeit auch historiografischen Temporalbegriffen wie Abfolge, Gleichzeitigkeit oder Dauer zugrunde liegen. Durch die Linse der leeren Zeit ist der Begriff der Abfolge beispielsweise nichts anderes als das kalendarische Nacheinander von Ereignissen; durch die Linse der gefüllten Zeit lässt sich der Zusammenhang zwischen diesen Ereignissen indes als Kausalitäts- oder Korrelationsverhältnis deuten. Die Geschichtsschreibung bleibe so auf beide Zeitbegriffe angewiesen, auch wenn die Konzeption einer gefüllten und verkörperten Zeit im Vergleich zur leeren Zeit an Übergewicht gewonnen habe.

Die Perspektive der «multiple temporalities» vermag die geschichtswissenschaftlichen Debatten um die Komplexität von Zeit zweifellos zu bereichern, auch wenn sich die einzelnen Beiträge des Forums die analytischen Potenziale dieser Perspektive in sehr unterschiedlichen Ausmassen aneignen. Das spannungsreiche Verhältnis von «der» Geschichte im integrierenden Kollektivsingular und den unendlich vielen empirischen Geschichten im Plural lässt sich dadurch zwar auch nicht zur Gänze klären. Immerhin weist diese Perspektive auf den weiter zu theoretisierenden Umstand hin, dass die Geschichten (im Plural) nicht bruchlos in der Geschichte (im Kollektivsingular) aufgehen, dass es umgekehrt auch schwer denkbar ist, wie man ohne *die* Geschichte überhaupt plausible Aussagen über das Verhältnis pluraler Geschichten machen kann. So viel scheint immerhin festzustehen: Die spezifische Zeitlichkeit der Geschichte, ebenso wie die eigentümlichen Temporalstrukturen, die den pluralen Geschichten zugrunde liegen, bedürfen weiterhin der Theorieanstrengung vonseiten der HistorikerInnen.

Juri Auderset (Freiburg)

Aleida Assmann

Ist die Zeit aus den Fugen?

Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne

Hanser, München 2013, 336 S., € 32,-

Dass die Zeit aus den Fugen ist, ist keine völlig neue Beobachtung. Aleida Assmann ist Literaturwissenschaftlerin in Konstanz und benutzt zur Analyse von *Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne* vorzugsweise literarische Quellen. Was in sozialer Breite sich seit den 1980er-Jahren Bahn brach, war in der Literatur bereits lange vorher präsent. Die Unterscheidung der drei Zeitstufen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bei gleichzeitiger Richtungsangabe in die Zukunft löste sich in der Literatur auf, lange bevor es die Sozial- und Politikwissenschaften ausplauderten und mit der Ursachenanalyse begannen. Die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts ist voll von feinfühligen Analysen, wie das, was sicher schien, sich umkehrte, dann aber verschwand und verdampfte. Die Literatur reagierte auf diese Verunsicherung mit einem Wandel ihrer Formen und Charaktere.

Kein Begriff ohne Gegenbegriff. Ganz in der Tradition von Reinhart Koselleck sucht Assmann nach dem Gegenbegriff für das «Zeitchaos» der Gegenwart, die verwirrende Unsicherheit, wie und ob Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinander zu beziehen seien. Sie findet ihn im «Zeitregime der Moderne», das im späten 18. Jahrhundert mit den Kollektivsingularen Geschichte, Revolution und Fortschritt begann. Mit Koselleck teilt sie auch ihre Ausgangsbeobachtung, dass die historische Erfahrung immer weniger dem Erwartungshorizont der Akteure entsprach. Die Geschichte war damit immer mehr abgeschnitten von der Gegenwart und der Zukunft. Das moderne Zeitregime lebte von der Fiktion eines Anfangs, der sich in eine permanente Aufbruch- und Fort-

schrittsstimmung investierte. Die Distanz zur Vergangenheit drückte die aus der Architektur stammende und von Joseph Schumpeter wirkmächtig in den ökonomischen Kontext übertragene Metapher der «kreativen Zerstörung» aus. (Joseph Schumpeter, *Capitalism, Socialism, and Democracy*, London 2003 [amerikanisches Original 1942], 81) Auch die Geschichtswissenschaft trat in den Dienst dieses Zeitregimes als methodisch geleiteter Versuch, die Vergangenheit strikt von Gegenwart und Zukunft abzuspalten. Für die produktive Dynamik des Zeitregimes der Moderne stand die Denkfigur der permanenten Beschleunigung.

Schon in Kapiteln zum frühen Zeitregime der Moderne arbeitet Assmann die Widersprüche heraus, die dieses Projekt der fortschrittlichen Zeit von Anfang an begleiteten. Es war elitenzentriert und galt im Wesentlichen für weisse Männer. So wurde die Geschichte der Schwarzen in den Vereinigten Staaten von der Gegenwart verschwiegen und marginalisiert. Ähnlich ging es der Vergangenheit anderer Minderheiten.

Seinen Höhepunkt hatte dieses Modernitätssyndrom im Kalten Krieg, ohne dass Assmann freilich näher und ausführlicher darauf eingehet. Dabei hätten die Befunde von Nils Gilman und Michael E. Latham ihre Thesen zum Zeitregime der Moderne weiter gestärkt. In den etwas mehr als vier Jahrzehnten zwischen 1945 und 1990 konnten der Fortschritt und die Euphorie der Zukunft auf die meiste Unterstützung zählen. Erst jetzt durchdrangen sie die westlichen und die östlichen Gesellschaften. Die Modernisierung diente im Kalten Krieg als Pathosformel des Westens, für Susan Buck-Morss und andere sogar des gesamten Ost-West-Gegensatzes, der sich in einen Wettbewerb um Modernität wandelte. Entwicklung hiess die Skala, auf der die Zwischenstände permanent ablesbar sein sollten. Der Kalte Krieg war so gese-

hen ein Wettbewerb um Zeit, Zeitgewinn, Zeitverlust und Millisekunden, um physikalische Zeit mindestens so sehr wie um systemische Zeit. Er wurde nach dem Sputnik-Schock von der Leitvorstellung des Fortschritts geradezu angetrieben. Am markantesten messbar wurde das in den militärtechnischen Modellen für Erst- und Zweitschläge, deren kritische Komponente immer die Zeit war, aber auch im olympischen Sport, wo sich die USA, die UdSSR und zunehmend auch die DDR einen Wettkampf um Millisekunden lieferten. Wenn Vergangenheit im Kalten Krieg zur Tradition wurde, auf deren Schultern es in eine bessere Zukunft ging, dann traf dies auch auf den Raum zu, ohne dass Assmann diese Parallele zieht. Die Region geriet ebenfalls in den Ruch der Tradition und des Modernitätshemmnisses.

In den Kapiteln 4 und 5 rekonstruiert Assmann die Debatte um das moderne Zeitregime in den 1970er- und 80er-Jahren. Nach der massiven Abkühlung der Fortschrittseuphorie zu Beginn der 1970er-Jahre fragten liberal-konservative Autoren wie Odo Marquard und Hermann Lübbe, früher schon Joachim Ritter, wie das Zeitregime der Moderne erträglicher gemacht, damit aber auch breiter verankert werden könnte. Sie teilten die Ausgangsbeobachtung, dass die Gegenwart auf einen winzigen Umschlagspunkt zwischen Vergangenheit und euphorischer Zukunft geschrumpft sei. Odo Marquard schlug vor, Herkunft und Zukunft neu zu verklammern. Assmann spricht daher von den Kompensationstheorien dieser Jahre, um den Riss zwischen Vergangenheit und Gegenwart beziehungsweise erwarteter Zukunft im Zeitregime der Moderne zu heilen oder zumindest zu überbrücken.

Die Krisendiagnose dieser Autoren verstärkte sich im Folgenden. Auch Assmanns Ansatz des «kulturellen Gedächtnisses» antwortet auf die Diagnose der Gegenwartsschrumpfung. Das kulturelle

Gedächtnis war perspektivenabhängig und behauptete nicht mehr die Existenz einer einzigen Vergangenheit. Dennoch näherten sich die historischen Erfahrungsräume und die Erwartungen an die Gegenwart und die Zukunft wieder an. Assmann legt ihrer Analyse den Zusammenhang von Erinnern und Identität zugrunde und grenzt sich von Containeridentitäten ab, die gleichgerichtete Deutungen der Vergangenheit in Grossgruppen erzwingen. Assmann hält daran fest, dass das Museum, der historische Film, Literatur, Kunst und Denkmäler Vergangenheit und Gegenwart wieder verbinden und differenzempfindliche Sinnentwürfe erlauben.

Damit steht sie nicht allein. Seit den 1970er-Jahren regte sich allenthalben ein neues Interesse an der Vergangenheit und – keine Zeit ohne Raum! – an der Region, das nach 1990 in der Tendenz eher zunahm. Historische Ausstellungen und Feste fanden häufiger statt. Die Beschäftigung mit den Opfergruppen der Diktaturen des 20. Jahrhundert verstärkte das Interesse an der Vergangenheit. Dagegen erhoben sich aber gerade Historiker, welche die Begeisterung für die Vergangenheit mit grosser Skepsis betrachteten. Geschichtswissenschaft hatte aus der Sicht Hans Ulrich Gumbrechts und François Hartogs in der Zwischenzeit einen vergangenheitsemanzipatorischen Auftrag: mit dem langen Schatten der Vergangenheit konfrontiert, kam ihr quasi die Aufgabe des Exorzisten zu, der die Gegenwart von der Last der Vergangenheit befreien und zur Autonomie führen sollte. Hartog und – aus anderen Gründen – Gumbrecht sahen in Anlehnung an Friedrich Nietzsches *Zweite unzeitgemäße Betrachtung* die Gefahr einer gänzlichen Musealisierung der Gegenwart. Ersaufen wir in Geschichte?

Dagegen wendet sich Assmann abschliessend mit einem Bekenntnis zur Funktion des Gedächtnisses. Die Krise des Zeitregimes der Moderne mit seiner

normativen Privilegierung der Zukunft liest sie als Normalisierung unseres Umgangs mit der Zeit. Sie rehabilitiert diejenigen Aspekte an der Vergangenheit, die hinter dem Motto zurückgetreten sind, dass die bessere Zukunft gegenwärtige Opfer rechtfertige. Dem liberalen Zukunfts-optimismus waren Opfer für den Fortschritt legitim. Dieser Zusammenhang von Opferbereitschaft und Fortschrittsglaube wurde nicht erst, wie Assmann meint, in den 1980er-Jahren, sondern bereits viel früher fragwürdig. Die Entideologisierung der Zukunft reicht bis zum Ersten Weltkrieg zurück. Hier zerbrach der Gedanke, dass die bessere Zukunft gegenwärtige Opfer rechtfertige. Assmann schweben Erinnerungskulturen ohne kollektiven Zwang und ohne nationale Containervorstellungen vor. Die zwanglose Erinnerungskultur in Museen und Filmen tritt so neben die historische Beschäftigung mit der Vergangenheit.

Aber warum die Spannung zwischen dem Protest gegen immer mehr historisches Gedenken einerseits und dem konsstitutiven Vergangenheitsbezug von Identität überhaupt aufheben? Wo die Analyse zu Spannungen und Widersprüchen vordringt, ist sie am Kern angekommen und nicht erst dann, wenn sie Ergebnisse und Lösungen parat hat. Wo liegt die konstitutive Spannung? Assmann rekonstruiert in mehreren Umgängen die Krise des Zeitregimes der Moderne. Plurales Erinnern ist ja nicht willkürlich und erfolgt auch nicht per Beschluss. Ihm liegen Gefühle zugrunde, die oft genug mit den Ereignissen selbst zusammenhängen. “Memory is history seen through affects.” (Jay Winter, «The Performance of the Past: Memory, History, Identity», in Karin Tilman et al. [Hg.], *Performing the Past. Memory, History, and Identity in Modern Europe*, Amsterdam 2010, 11–31) Gefühle leiten unsere Erinnerung an die Vergangenheit. Meist sind es Gefühle des Verlusts. Für

die Epistemologie von Erinnerungen sind Gefühle schlichtweg zentral. Erinnerungen wiederum sind der Gegenstand der Geschichtswissenschaft. "History is memory seen through documents." (Jay Winter) Für die Epistemologie von Geschichtswissenschaft sind Quellen der kritische Faktor. Der Unterschied zwischen Erinnerung und Geschichtswissenschaft liegt weniger in ihrer verschiedenen Epistemologie. Auch Historiker unterscheiden sich voneinander in dieser Hinsicht, so sehr sie sich auch auf Quellen beziehen. Erinnerung und Geschichte gehen anders mit Widersprüchen um: "Memories have the capacity to survive contradiction, histories don't." (Jay Winter) Erinnerungen können Gegensätzliches miteinander verbinden, zumindest aber aushalten und in der Schwebe lassen. Die Geschichtswissenschaft ist dazu nicht in der Lage.

Dass plurale Erinnerungskulturen und Geschichtswissenschaft einfach zwei Verhaltensmodi zur Vergangenheit sind und nebeneinander koexistieren, ist nicht unbedingt ein Vorteil für die Menschlichkeit. Erinnerungen verletzen und können wehtun. Die Archive waren nach George Orwell gerade dazu da, den Schaden zu begrenzen, den Erinnerungen anrichten können. Er bedauerte, dass die Kämpfe in Barcelona auf der Linken und der Terror der Kommunisten gegen die eigenen Leute von 1937 nie anhand von Quellen analysiert werden konnte. In *1984* lautet das Motto der Party Ingscoc: "Who controls the past, controls the future; who controls the present, controls the past." Geschichtswissenschaft sollte damit gerade gegenüber den präsentischen Imperativen der Erinnerungskultur die Aufgabe der Aufklärung und Kritik behalten. Wer die Vergangenheit von der Gegenwart entkoppelt, lässt die «Erschlagenen der Geschichte» (Walter Benjamin) nicht nur einfach erschlagen sein. Auch epistemisch landet er in einer Sackgasse, auf die das

russische Sprichwort zielt: «Das ist nicht wahr. Und ausserdem passierte es vor langer Zeit!»

Siegfried Weichlein (Freiburg)

Alexander C. T. Geppert,
Till Kössler (Hg.)
Obsession der Gegenwart
Zeit im 20. Jahrhundert
(Geschichte und Gesellschaft,
Sonderheft 25)
Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015, 287 S., € 64,-

Der Ausgangspunkt des vorliegenden Sonderhefts ist eine zugleich ausserwissenschaftliche und wissenschafts-immanente Problemdiagnose: «Zeit» sei als gesellschaftliches Reizwort in aller Munde. Die Zeithistoriker aber hätten dieser Schlüsselkategorie historischen Denkens bislang nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und seien damit insbesondere gegenüber der Soziologie (Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a. M. 2005) ins Hintertreffen geraten. Diesem Defizit wollen die Autoren des Bands abhelfen, indem sie die Zeit einerseits als Grundlage und Gegenstand der Geschichtswissenschaft (insbesondere der Zeitgeschichte) theoretisch und methodisch reflektieren, andererseits Umgangsformen mit Zeit im 20. Jahrhundert empirisch erforschen. Der programmatische Charakter des Bands wird bereits in der Einleitung deutlich, die in Rothfels'scher Manier «Zeit-Geschichte als Aufgabe» definiert und mit «Verzeitlichung», «Rhythmus» und «Gleichzeitigkeit» Kategorien zur systematischen Erforschung von Zeitfragen vorschlägt.

Der Band umfasst zwei historiografische Metareflexionen (Lucian Hölscher, Penelope J. Corfield), sechs Fallstudien zur individuellen, gesellschaftlichen

und politischen Gestaltung von Zeit im 20. Jahrhundert (Tom Reichard, Katja Schmidtpott, Christopher Clark, Till Kössler, Alexander C. T. Geppert, Jonathan Gershuny) sowie eine umfangreiche und unter forschungspraktischen Gesichtspunkten äusserst nützliche Auswahlbibliografie zum Thema. Der Untersuchungsraum der Fallstudien beschränkt sich auf die westlichen Industrienationen und Japan, wobei dieser Fokus sinnvollerweise dort geweitet wird, wo – wie in Till Kösslers Beitrag zu den Reformversuchen im Spanien der Franco-Diktatur – auch koloniale Denk- und Handlungsmuster den Umgang mit der Zeit prägten. Die behandelte Zeitspanne erstreckt sich auf ein langes 20. Jahrhundert, an dessen Anfängen in den 1880er-Jahren die Standardzeit synchronisiert, kurz darauf aber das Grundverständnis von Zeit durch Albert Einstein nachhaltig erschüttert wurde. Das Ende ist schwerer zu fassen: die dezidiert zeit-historischen Fallstudien reichen bis in die 1970er-Jahre; die wirtschaftswissenschaftliche Analyse geschlechtsspezifischer Arbeitszeiten von Jonathan Gershuny stützt sich hingegen auf Datenmaterial, das bis ins Jahr 2011 reicht. Die Gegenwart der Leserschaft wird darüber hinaus immer dort bemüht, wo sich der Band auf die vermeintlich herrschende «Obsession» für Themen wie Zeitnot und Beschleunigung beruft. Wie weit die Beobachtung einer «neue[n] Pathologie von Zeitlichkeit» (7) trägt, wo sie sich jenseits von reinen Be-findlichkeitsvermutungen dingfest machen liesse und was an der Rede vom immer höheren Tempo der nunmehr digitalen Gegenwart historisch tatsächlich neu ist, wird im gegebenen Rahmen nachvollziehbarweise nicht geklärt, hätte als Problem aber zumindest benannt werden können.

Nach der Lektüre liegt denn auch die Vermutung nahe, dass die gegenwärtigen Klagen über Zeitnot und Aufrufe zu acht-samer Entschleunigung Variationen eines

alten Themas sind. Dass dieses Thema weitaus älter ist als das 20. Jahrhundert, zeigt Lucian Hölscher in seinem Beitrag über den Wandel historischer Zeitkonzepte seit dem 18. Jahrhundert. Methodisch aufschlussreich ist die Dichotomie aus «leerer» und «gefüllter» Zeit, die Hölscher anhand der Kontroverse zwischen Newton und seinem Adepten Clark auf der einen Seite und Leibniz auf der anderen Seite herleitet. Bedenkenswert ist sein Plädoyer für die chronologische, «leere» Zeit ange-sichts einer fortschreitenden Erosion des historischen Wirklichkeitsbegriffs durch rein erfahrungsgeschichtlich begründete und dementsprechend fragmentierte Zeit-begriffe.

Die Fallstudien behandeln Zeit als «form- und beherrschbare Ressource von Gesellschaften» (189) und damit als Ge-genstand politischer und gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Die im Konkreten höchst aufschlussreichen und bisweilen originellen Beiträge erweisen sich in mehrerlei Hinsicht als symptomatisch. So spielt erstens das Themenfeld von Wirt-schaftlichkeit und Produktivität in nahezu allen Beiträgen eine zentrale Rolle. Die Kampagnen für eine Zeitdisziplin nach europäischem Vorbild im Japan des frühen 20. Jahrhunderts (Schmidtpott), die Rege-lung von Zigarettenpausen im Fabrikalltag der Weimarer Republik (Reichard) und der vergebliche Versuch unter Franco, den Spaniern ihre Siesta abzugewöhnen (Kössler), beruhten auf einer physikalisch hergeleiteten Vorstellung von Rationali-sierung, der zufolge Leistung der Quotient aus Arbeit und Zeit ist. Zweitens zeigt sich, dass Modifikationen im Umgang mit der Zeit keineswegs allein einem Top-down-Prozess durch die Politik folgten. Im Gegenteil beteiligte sich eine Vielzahl von Akteuren an der Herausbildung neuer Zeitmodelle, so etwa die spanische Wirt-schaftslobby und die Werbestrategen der Zigarettenproduzenten, aber auch die re-

gionalen Initiatoren von Geschichtsmuseen in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft (Clark) und die Propagandisten eines neuen «Weltraumzeitalters» (Geppert). Damit einhergehend erweist sich, drittens, auch die geglückte oder misslungene Internalisierung von Zeitnormen als aufschlussreich, die in der sprichwörtlich gewordenen japanischen Disziplin und in der Bezeichnung von unbezahlter Hausarbeit als typischer «Frauenarbeit» (Gershuny) ebenso zum Ausdruck kommt wie im eigensinnig-heimlichen Rauchen während der Arbeitszeit.

Ob für all dies ein *temporal turn* bemüht werden muss, der in der Einleitung zumindest mitschwingt und im Beitrag von Penelope J. Corfield explizit ausgerufen wird, bleibt nach der Lektüre der Detailstudien dennoch fraglich. Die häufigen Anklänge an Reinhart Koselleck als Säulenheiligen der Zeitforschung verweisen auf eine Tradition der Frühneuzeit- und Sattelzeithistoriografie, die schon allein deshalb nicht neu entdeckt werden muss, weil sie gar nicht abgerissen ist. (Zuletzt

zum Beispiel: Achim Landwehr, *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2014; Iwan-M. D'Aprile, *Die Erfindung der Zeitgeschichte. Geschichtsschreibung und Journalismus zwischen Aufklärung und Vormärz*, Berlin 2013) So begrüßenswert der Versuch einer Systematisierung der vielfältigen Zeitkonzepte ist, so sehr drängt sich denn auch der Verdacht auf, dass das gesuchte Phänomen («Zeit») im gegebenen chronologischen Rahmen («im 20. Jahrhundert») am Ende in jedem historischen Gegenstand in der einen oder anderen Variation zu finden sein wird. Vielleicht sind daher auch und gerade die Zeithistoriker gut darin beraten, das Phänomen der Zeit nicht im nächsten *turn* herauszugreifen und es damit potenziell einem kommenden Abflauen des Interesses anheim zu stellen, sondern mit Marc Bloch grundsätzlich anzuerkennen, dass Geschichtswissenschaft «von den Menschen in der Zeit» handelt.

Anna Karla (Köln)

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Philippe Rogger

Geld, Krieg und Macht

Pensionsherren, Söldner und eidgenössische Politik in den Mailänderkriegen 1494–1516

Hier + Jetzt, Baden 2015, 360 S., Fr. 59.–

Krieg, Soldgeschäft und vielfältige ausserpolitische Verstrickung bereiteten die Bühne für ein bislang noch wenig beachtetes Kapitel der eidgenössischen Geschichte, dem sich nun Philippe Rogger mit seiner Berner Dissertation widmet: die Pensionenunruhen in Bern, Luzern, Solothurn und Zürich, die sich an die Schlachten bei Novara (1513) und Marignano (1515) anschlossen. Die Unruhen bilden dabei aber nicht den Kern seiner Arbeit, sondern es geht ihm vielmehr um den Weg dorthin: das Pensionengeschäft, vor allem die sogenannten privaten Pensionen. Diese von auswärtigen Machthabern im Geheimen an Stadtobere gezahlten Gelder, mit denen sie sich privilegierten Zugang zum Söldnermarkt erkaufen, übertrafen, wie er belegen kann, die bekannten öffentlichen Pensionen um ein Vielfaches. (328 f.) Vor allem aber bildeten sie, das ist seine Hauptthese, einen wichtigen Faktor für die Verdichtung politischer Macht in den genannten Orten. (343)

Rogger macht drei Aspekte dieses Prozesses aus: die Ausbildung einer Elite, die Monopolisierung der militärischen Gewalt in deren Händen und die gleichzeitige Schwächung ländlicher Eliten, die letztlich mit zu den Unruhen geführt habe. (327 f.) Das besondere Verdienst der Arbeit ist, dass sie überzeugend darlegt, wie die Stadtherren mit einer geschickten Nutzung ihrer obrigkeitlichen Rolle die Proteste zu

einer Regulierung des Söldnermarkts nutzten, von der sie letztlich selbst profitierten.

Den Kern der Untersuchung bilden die auch grafisch dargestellten Soziogramme von Klientelnetzwerken des «lokalen Handlungsfeldes». (142) Hierauf baut die Netzwerkanalyse (Erklärung: 45 f.) und die Beschreibung der entsprechenden Praktiken aus der Sicht der Akteure auf. Beides gewinnt Rogger aus einem reichen, aber nicht unproblematischen Quellenbestand: Gerichtsakten mit Zeugenverhören und Pensionenlisten aus Verfahren, die von den Orten unter dem Druck der Proteste angestrengt wurden.

Rogger räumt ein, dass die so erstellten Soziogramme nur «Momentaufnahmen» von sich ständig verändernden Strukturen seien. Er hätte allerdings noch deutlicher herausstellen können, dass diese Aufnahmen just den Moment betreffen, als die Strukturen durch die rebellierende Bevölkerung besonders stark herausgefordert wurden – konkret: die Befragungen waren für die Beteiligten gefährlich und fanden, wie er klar macht, oft unter Folter statt.

Mit der Gefahr, dass die solchermaßen entstandenen Aussagen in der Regel die Einstellung der Verhörenden wiedergeben und nicht die Tatsachen, geht der Autor klug um. In der Einleitung macht er deutlich, dass die Aussagen nicht in erster Linie wahr, sondern vor allem plausibel sein mussten und damit Einblicke in orts- und zeittypische «generalisierbare Handlungsmuster» gewähren. Er will – und muss, dem Ansatz der Untersuchung entsprechend – aber auf die geschilderten Fakten aufbauen. Er sucht sich daher mit der Überprüfung der Aussagen anhand weiterer Quellen wie Pensionenlisten,

Urfehden, Ratsmanualen und Korrespondenzen abzusichern. (45) Später sieht man auch, wie vorsichtig er mit den Verhörprotokollen umgeht. Er hätte aber, zum Beispiel in methodischen Anmerkungen, verdeutlichen können, welchen Quellenwert er den Aussagen genau zusisst und wie er jeweils konkret mit dem Problem der Aussagen unter Folter umgeht.

Der Ertrag der Arbeit ist aber beträchtlich. Rogger erstellt umfangreiche Tabellen und Soziogramme zu Klientelnetzwerken in den von ihm untersuchten Orten, in denen er deutlich hervorhebt, welche Verbindungen er als gesichert ansieht und wo mögliche Verbindungen nur zu vermuten sind. Auf diese Weise erschliesst er seine Quellen effektiv und übersichtlich. Es bleibt zwar die Frage, wie sich die besondere Entstehungssituation auf diese sich just im Moment ihrer Erfassung transformierenden Netzwerke auswirkte. Aber das schmälert den Wert der Untersuchung nicht, der es im Anschluss vor allem um die Akteursperspektive und die oben angesprochenen «Handlungsmuster» geht, die sich immer in einem Spannungsfeld von durchaus statthafter Patronage und schon zeitgenössisch kritizierter Korruption bewegten. Rogger zeigt dabei sehr gut den politischen Sinn wechselnder Loyalitäten auf. (147) Die Reaktionen der Obrigkeit auf die Unruhen selbst beschreibt er übersichtlich an anderer Stelle. (107 f.)

Ebenfalls interessant sind Roggers Überlegungen zur Ursache der Pensionenunruhen. Träger seien hauptsächlich die ländlichen Eliten gewesen, die sich – je stärker die tradierten Strukturen des Soldgeschäfts erodierten – als Verlierer der Entwicklung sahen. Aber das sei nicht die einzige Ursache. Es sei, wie er in Anlehnung an die historische Protestforschung ausbuchstabiert, nicht minder um die Teilhabe an den aus dem Soldgeschäft erzielten Gewinnen gegangen. (342 f.)

Aufschlussreich ist vor allem seine Antwort auf die Frage, warum trotz Protest und vielfältiger Anläufe seit dem 15. Jahrhundert das Verbot privater Pensionen, konkret der von der Tagsatzung 1503 verabschiedete Pensionenbrief, nie ratifiziert wurde. Sie führt direkt zum Prozess der Herrschaftsverdichtung in den untersuchten Orten. Dort hätten die städtischen Eliten zwar durchaus ihre Rolle als Obrigkeit zu erfüllen versucht, indem sie offiziell gegen die auswärtigen Geldströme, die zu inneren Konflikten führten, vorgingen. Das jeweilige Eigeninteresse sei aber letztlich zu gross gewesen, um sich an die Beschlüsse zu halten; mehr noch: die offiziell strenge Haltung habe sogar zu einer höheren Transparenz am Markt geführt, die das Pensionengeschäft letztlich sicherer gemacht habe. (202 f., 334 f.)

Damit konnten die Pensionenunruhen letztlich nicht die Entwicklung aufhalten, die Rogger überzeugend als Herausbildung einer Schicht von Honoratioren beschreibt, die ihre Macht im Innern umso stärker ausbauen kann, je mehr sie aufgrund dieser Macht zum Adressaten auswärtiger Geldströme wird.

Alles in allem hat Philippe Rogger mit *Geld, Krieg und Macht* einen klar konzipierten, gründlich gearbeiteten und sehr lesenswerten Band vorgelegt, der die Forschung über das frühneuzeitliche Soldgeschäft voranbringt und gleichermaßen dem Konzept der Herrschaftsverdichtung einen wichtigen Aspekt hinzufügt.

Stefan Xenakis (Sinntal)

Bernhard C. Schär

Tropenliebe

Schweizer Naturforscher und
niederländischer Imperialismus
in Südostasien um 1900

Campus, Frankfurt a. M. 2015, 374 S., € 43,-

Christian Simon

Reisen, Sammeln und Forschen

Die Basler Naturhistoriker Paul
und Fritz Sarasin

Schwabe, Basel 2015, 332 S., Fr. 72.-

Die Grossvettern Paul (1856–1929) und Fritz Sarasin (1859–1942) gehörten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu den einflussreichsten Naturforschern der Schweiz. Berühmt wurden die Basler Wissenschaftler durch ihre Forschungsreisen nach Asien, insbesondere Ceylon (dem heutigen Sri Lanka) und Celebes (dem heutigen Sulawesi in Indonesien). Bei ihrer Rückkehr in die Schweiz gründeten sie zahlreiche Institutionen oder übernahmen deren Leitung. Dazu gehörten die Leitung des Basler naturhistorischen Museums, die Gründung des Basler Völkerkundemuseums 1917 (heute Museum der Kulturen), das Präsidium des Basler Zoos und der Naturforschenden Gesellschaft der Schweiz (heute Akademie der Naturwissenschaften) und die Gründung des Nationalparks in Graubünden 1914. Die Geschichte der beiden Forscher ist sowohl innerhalb wie auch ausserhalb dieser Institutionen weitgehend in Vergessenheit geraten. Die Studien von Christian Simon und Bernhard C. Schär tragen auf ganz unterschiedliche Weise zu deren Aufarbeitung bei.

Der Schwerpunkt von Simons Buch *Reisen, Sammeln und Forschen* liegt auf Basel, auf einer städtischen Naturgeschichte und auf den durch die beiden Sarasins geprägten Institutionen. Ziel der Studie ist es, das Werk der Sarasins in einem breiten wissenschaftlichen Kontext zu verorten und insbesondere die Basler Rezeption

von Darwin zu historisieren. Nach einer kurzen Einführung auf knapp drei Seiten gliedert Simon das Buch in sechs Teile mit zahlreichen Unterkapiteln. Der erste Teil skizziert die wichtigsten Charakteristiken der Basler Ausprägung von Naturgeschichte im 19. Jahrhundert. Im Mittelpunkt steht der Lehrer der Sarasins, Ludwig Rütmeyer, der ab 1883 das naturhistorische Museum leitete. Simon misst Rütmeyer in der Darwinrezeption eine internationale Bedeutung zu und zeigt, dass seine konservative Weltsicht und seine christliche Deutung von «Entwicklung» die Basler Naturgeschichte nachhaltig bestimmten. Die gesellschaftlichen Kontexte, in denen sich die Sarasins in Basel bewegten, sind Gegenstand des zweiten Teils. Im Anschluss daran gibt Simon einen biografischen Überblick über Paul und Fritz Sarasin. Im vierten und fünften Teil der Studie geht es um deren Wissenschaft. Simon stellt eine relative Rückwärtsgewandtheit ihrer wissenschaftlichen Orientierung fest, die er auf den Einfluss Rütmeyers zurückführt. Sie waren in der Regel nicht daran interessiert, Konzepte und Theorien durch ihre Arbeiten weiterzuentwickeln, sondern sie sahen ihren Auftrag darin, empirisch fassbare Befunde zu vermehren und sie mit genau geprüften Befunden anderer Forscher zu vergleichen. Naturforschung sollte für die Sarasins empirisch-pragmatisch, frei von Spekulationen betrieben werden. Als besonders vorurteilsfrei galt ihnen das Sammeln, da es anscheinend nicht von einer Hypothese geleitet wurde, sondern von einer neutralen Auslegeordnung. Gegenstand des letzten Kapitels bildet der frühe Aktivismus der Sarasins für den Naturschutz, eines ihrer bleibenden Vermächtnisse. Die Idee entstand auf ihren Forschungsexpeditionen und richtete sich zunächst auf den Schutz der Wedda in Ceylon, deren Verschwinden sie befürchteten. Simon zeigt, dass in den Diskursen rund um den Naturschutz neben

den wissenschaftlichen Herleitungen aus dem Entwicklungsgedanken vor allem ästhetische und im Fall des Naturschutzes für die Schweiz patriotische Motive überwogen.

Im Zentrum von Schärs Buch *Tropenliebe* stehen die Reisen der Sarasins nach Celebes (1893–1896 und 1902–1903). Sein Ziel ist es, deren ambivalente Tropenliebe als festen Bestandteil der Basler Geschichte sichtbar zu machen. Nach einer umfangreichen Einleitung gliedert er die Studie in vier Teile, die jeweils durch ein Fazit abgeschlossen werden. Gegenstand des ersten Teils sind die Protagonisten und ihre Herkunftsgesellschaft. Schär zeigt, wie eng die Basler Wirtschaft, Gesellschaft und Wissenschaft ab dem 18. Jahrhundert in die koloniale Welt eingebunden war, ohne dabei das spezifisch protestantisch-konservative Herkunfts米尔ieu der Sarasins zu vernachlässigen. Im zweiten Teil geht er ausführlich auf die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in Celebes ein. Er legt dar, wie die Sarasins mit ihren Expeditionen dazu beitrugen, dass die fragilen Machtverhältnisse zwischen der niederländischen Kolonialmacht und den Herrscherfamilien der Bugis und der Makassaren zugunsten der Ersteren kippten. Die Sarasins ebneten damit ungewollt den Weg für die militärische Eroberung von Celebes 1905. Der dritte Teil erläutert die wissenschaftlichen Probleme, welche die Sarasins auf Celebes zu lösen suchten, und beleuchtet, wie sie mit ihren unzähligen Helfern, Übersetzern, Trägern sowie mit den «Eingeborenen» interagierten, deren Zustimmung und Unterstützung sie benötigten, um ihre wissenschaftlichen Ziele zu erreichen. Im letzten Teil des Buchs argumentiert Schär, dass die Schweiz auch ohne Kolonialbesitz ein Zentrum der wissenschaftlichen Erforschung von Natur und Mensch in den europäischen Überseekolonien war. Anhand der Urgeschichte, der Volkskunde, der Eugenik, aber auch

des globalen Naturschutzes und des Nationalparks in Graubünden analysiert er, wie die Erforschung vermeintlich genuin-schweizerischer Naturphänomene und Menschen mit dem in den Tropen erworbenen Wissen verflochten war.

Wir haben es hier mit zwei Studien zur Wissensgeschichte zu tun, die dieselben Protagonisten und einen vergleichbaren Quellenkorpus analysieren und sich dennoch deutlich unterscheiden. Simon schreibt eine kritische und analytische Biografie der Sarasins und integriert ihre wissenschaftlichen Praktiken in kulturelle Kontexte des städtischen Lebens. Für die Naturgeschichte in Basel ist bisher wenig geleistet worden, das an jüngere Fragen der Wissensgeschichte anschliesst. Simons Buch schliesst diese Lücke, bleibt aber aufgrund einer fehlenden Untersuchungsfrage über weite Teile deskriptiv. Die Fülle an Informationen zu den Akteuren und Institutionen der Basler Naturgeschichte macht das Buch dennoch zu einer für die Wissenschaftsgeschichte relevanten Be standsaufnahme.

Schär braucht die Geschichte der beiden Sarasins als Analyseinstrument, um grenzüberschreitende Verflechtungs- und Austauschprozesse sichtbar zu machen. Seine Studie bietet innovative Denk- und Forschungsansätze, die an laufende Debatten in den Geschichts- und Kulturwissenschaften anknüpfen, insbesondere an die *postcolonial studies*. Er schlägt vor, den Prozess des Kolonialismus als Involvierung einer lokal verankerten und global vernetzten bürgerlichen Elite zu analysieren, losgelöst von einer nationalstaatlich gebundenen Geschichtsschreibung. Ferner plädiert Schär dafür, nach den sozialen Stratifikationen innerhalb der verschiedenen miteinander in Kontakt stehenden Gesellschaften zu fragen. Er verbindet so die Global- mit der Sozialgeschichte.

Simon bleibt in der Beurteilung der Sarasins insgesamt zurückhaltender als

Schär, was insbesondere an den Themen der Homosexualität, der kolonialen Gewalt und des Rassismus sichtbar wird. Ob Paul und Fritz eine homosexuelle Beziehung führten, geht aus Simons Schilderungen nicht eindeutig hervor. Er nennt Fakten, die sowohl dafür als auch dagegen sprechen, wie zum Beispiel Pauls Kind und seine spätere Heirat. Schär hingegen wertet die Freundschaft der beiden eindeutig als eine homosexuelle Liebesbeziehung. Er begreift die Tropen als Raum, in dem sie sich den moralischen Zwängen ihrer Herkunftsgesellschaft entziehen und ihren erotischen Neigungen nachgehen konnten.

Die Tropen erscheinen bei Schär überdies als Raum, in dem koloniale Gewalt allgegenwärtig war. Seine Studie belegt, wie die Sarasins mithilfe des niederländischen Kolonialstaats symbolische und physische Gewalt anwandten, um an neue Untersuchungsobjekte zu gelangen. Es gelingt ihm trotz mangelnder Quellen von den Akteuren auf der Insel Celebes, die oft konfliktreichen Begegnungen der Sarasins zu rekonstruieren, indem er die Widersprüche und Ungereimtheiten in ihren Reiseberichten analysiert. Die koloniale Frage findet auch bei Simon Eingang in die Analyse. Obschon sie eine untergeordnete Rolle spielt, macht er deutlich, dass die Wissenschaft der Sarasins sowohl Bewahrung als auch Aneignung bedeutete. Das Sammeln, das Fotografieren, das Vermessen von Körpern und die Ausstellung von Objekten aus den Tropen waren funktional imperialistische Instrumente.

Nichtsdestotrotz betont Simon, dass die Sarasins gemessen an damaligen Standards und Begriffen keinem Rassismus anhingen. Für sie habe es nur eine Art von Homo sapiens gegeben, die ihrerseits in lokale und epochenspezifische Varietäten zerfiel. Schär erwähnt zwar ebenfalls, dass die beiden, ähnlich wie Darwin, das Konzept der Rasse ablehnten und stattdessen von menschlichen Varietäten sprachen. Er

hält sie dennoch für Pioniere der deutschsprachigen Rassenforschung, weil sie zu den ersten Feldforschern gehört hätten, die im antidarwinistischen Kontext der frühen deutschen Anthropologie nach der evolutionären Abstammung des Menschen fragten. Ihre methodischen und praktischen Innovationen hätten darüber hinaus zur Verwissenschaftlichung der Datenerhebungs-, Mess- und Auswertungsverfahren der Rassenforschung beigetragen. Den ideologischen Zusammenhang zwischen Rassenwissenschaft und Kolonialismus sieht Schär in der Gleichsetzung von aussereuropäischen «Naturvölkern» mit prähistorischen europäischen «Urvölkern». Demgegenüber führt Simon überzeugend aus, dass es keineswegs die Überzeugung der Sarasins war, dass der moderne Mensch zur Herrschaft über frühere Formen berufen sei. Ganz im Gegenteil: die beiden kritisierten die Verluste, die der Kolonialismus mit sich brachte. Sie stellten aber nie den direkten Zusammenhang zwischen ihren Handlungen und den von ihnen beklagten Folgen her, und genau darin besteht die Ambivalenz ihrer Tropenliebe.

Schär deutet den Einsatz der Sarasins für die verschiedenen Institutionen in der Schweiz als stumpes Teilschuldeinständnis für ihre Involvierung in die koloniale Gewalt auf Celebes. Er plädiert dafür, die kolonialen Gewaltakte, die zum näheren Umfeld der Geschichte dieser Institutionen zählen, ins Geschichtsbewusstsein zu integrieren. Der politisch vorherrschende Neutralitätsdiskurs einer vermeintlich selbstgenügsamen Schweiz sorgt bisher dafür, dass koloniale und rassistische Verflechtungen der Schweiz in der Öffentlichkeit weitgehend ignoriert werden. Francesca Falk hat Ende letzten Jahres in der *traverse* HistorikerInnen dazu aufgerufen, die öffentlichen Geschichtsdebatten so zu prägen, dass Themen wie Migration und (Post-)Kolonialismus als

integraler Teil der Schweizer Geschichte erkannt werden. («Marignano da, Migration dort, Südafrika nirgends», in *traverse* 3 [2015]) Die vorliegenden Studien, insbesondere diejenige von Schär, belegen eindeutig, dass die Schweiz Teil einer kolonialen Wissensgeschichte ist. Sie leisten damit einen Beitrag zur Überwindung der «postkolonialen Amnesie» (Patricia Purtschert) in der schweizerischen Gegenwartsgesellschaft.

Die Artefakte, Schädel und Fotografien, welche die Sarasins ab den 1880er-Jahren aus Ceylon und Celebes nach Basel brachten, sind Zeugen dieser kolonialen Vergangenheit der Schweiz. Obschon Paul und Fritz Sarasin über eine der besten anthropologischen Sammlungen ihrer Zeit verfügten, bleiben die Objekte in den Studien von Simon und Schär erstaunlich stumm. Gerade im Hinblick auf Schärs Ziel, die Geschichte der Schweiz zu globalisieren und die Geschichte des europäischen Kolonialismus zu pluralisieren, bieten sie eine vielversprechende Ressource. Die Materialität des Sarasin'schen Wissens sollte deshalb nicht nur als Ergänzung zu den schriftlichen Quellen dienen, sondern einen eigenständigen Untersuchungsgegenstand bilden. Eine umfassendere Analyse des Materials würde es erlauben, die Rolle der Sarasins in der Konstruktion eines kolonialen Imaginationsraums genauer zu untersuchen. Darüber hinaus ermöglichen Gegenstände und Fotografien, die hegemoniale Erzählstruktur der Sarasins zu hinterfragen, ihre schriftlichen Quellen gegen den Strich zu lesen und Akteure ins Feld zu führen, die in der Wissenschaftsgeschichte meistens verborgen bleiben. Der Bedeutungsgehalt des Materials veränderte sich entsprechend dem Kontext von Beschaffung, Transport und Ausstellung. Die ausgestellten Objekte in Basel sollten deshalb nicht nur als Produkte komplexer sozialer Interaktionen in Ceylon und Celebes, sondern auch als

eigenständige Mittler von Wissen verstanden werden. Dies würde es erlauben, den Menschen, denen die Artefakte gehörten, und den Menschen, die sich die Ausstellungsobjekte ansahen, eine eigene Agency zu geben.

Linda Ratschiller (Freiburg)

Claire-Lise Debluë
Exposer pour exporter
Culture visuelle et expansion commerciale en Suisse (1908–1939)

Editions Alphil, Presses universitaires suisses,
Neuenburg 2015, 523 S., Fr. 39.–

Die kritische Bemerkung eines Radiojournalisten zur neu gestalteten Webseite des Bundeshauses quittierte der Leiter der Parlamentsdienste 2016 mit der Formulierung, man habe auf eine schweizerische Gestaltung gesetzt: zurückhaltend, sachlich, funktional – denn man müsse hier nichts verkaufen, sondern informieren. Im Kontext des politischen Betriebs die mutmassliche Differenz von Verkaufen und Informieren in solcher Klarheit artikuliert zu bekommen mutet röhrend an. Jedenfalls scheint die Vorstellung von «schweizerischer Gestaltung», ihr stereotyper Nationalcharakter wie auch das Phantasma ihrer affektiven Neutralität diesseits administrativer Pflichterfüllung immer noch sehr wirkmächtig. Adrian Frutigers Verkehrsschilder, Max Miedingers Helvetica, Josef Müller-Brockmanns SBB-Signaletik – alle versehen sie ihren Dienst seit Langem jenseits der Wahrnehmungsschwelle als serifenlose helvetica Matrix von sanfter Funktionalität, die unseren Alltag unauffällig lenkt und schmückt – eine schöne, kleine Designdiktatur. Die manipulative oder auch merkantile Dimension des schweizerischen Gestaltungstrieb will ausgeblendet sein. Allzu sehr stört ihr utilitaristisches Moment die landläufige

Vorstellung einer Geburt des wertneutralen *Swiss Style* aus dem Genius Loci.

Der Genese dieses *Swiss Style* im Spannungsfeld von Informieren und Verkaufen widmet sich Claire-Lise Debluës Werk *Exposer pour exporter*. Im Rahmen einer Dissertation an der Universität Lausanne entstanden, fokussiert die Untersuchung auf das komplexe Zusammenspiel (para)staatlicher Organisationen, privater Interessengruppen und Verbände in einer schweizerischen Ausstellungspolitik und ihrer gestalterischen Ausprägung. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts bemühen sich Schweizer Betriebe angesichts einer zunehmend exportorientierten Wirtschaft um die Teilnahme an Welt-, Industrie- und Fachausstellungen im Ausland, weitgehend ohne staatlichen oder verbandsseitigen Sukkurs. 1908 kommt es zur Schaffung der Schweizerischen Zentralstelle für Ausstellungswesen, die eigentliche Zäsur erfolgt 1927 mit der Gründung der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung (heute *Switzerland Global Enterprise*). Die Bedeutung dieser Institution für die wirtschaftliche, touristische und kulturelle Aussen- und Innenwerbung der Schweiz ist kaum zu überschätzen; mit ihrer massiven Einflussnahme auf alle grösseren Ausstellungen im Aus- und Inland spielt die Zentrale für Handelsförderung in Debluës Studie eine zentrale Rolle. Selbiges gilt für die Protagonisten der gestalterischen Arbeit und ihre Verbände, allen voran den Schweizerischen Werkbund und sein Westschweizer Pendant *L'Œuvre*. Letzterer scheiterte am Versuch, mit seiner an der französischen Tradition orientierten, kunsthandwerklichen Ausrichtung eine national bestimmende Rolle zu spielen. Diese wurde zunehmend von den formästhetisch progressiven Mitgliedern des Werkbunds dominiert, die nach dem Vorbild des Deutschen Werkbunds den Schulterschluss mit der Industrie suchten. Die langjährige und äusserst effektive Zusammenarbeit des Di-

rektors der Zentrale für Handelsförderung, Meinrad G. Lienert, und des Werkbundarchitekten Hans Hofmann liefert dazu ein sprechendes Beispiel.

Der koordinierte Vorstoß war das Gebot der Stunde. Wie Debluë anführt, hatte das einstige *delectare et prodesse* nun ganz anderen Ansprüchen an Effizienz zu weichen: die Popularisierung der Erkenntnisse von Arbeits- und Wahrnehmungspsychologie in Reklame und Schaufenster-Wissenschaft war ab Mitte der 1920er-Jahre in vollem Gang, 1923 erfolgt die Gründung des Psychotechnischen Instituts in Zürich (heute IAP). Indem für Gestaltung und Reklamewesen eine «Rationalisierung» propagiert wurde, begleitete die zunehmende Einflussnahme parastaatlicher Logistik im Ausstellungsbereich die Bewegung vom Produkt hin zur Präsentation. Dazu gehört die wachsende Bedeutung der Architektur (der Ausstellungspavillons), womit sich auch die Konkurrenz der Berufsgattungen im Ausstellungswesen entschied. Lag im 19. Jahrhundert die Zuständigkeit für helvetische Selbstdarstellung noch in den geschickten Händen der Brienz-Schnitzer, war es ab den 1920er-Jahren in zunehmendem Mass die architektonische Hülle und ihre Ausgestaltung, die für die Produkte und ihr Herkunftsland sprechen sollten – ein Gesamtkunstwerk, dessen Leitung man nur dem Architekten zutraute.

Debluës Studie reduziert sich weder auf ein schlüssiges Narrativ noch ist sie an Stilgeschichte interessiert. Auf der Basis von Protokollen und Memoranden verfolgt sie akribisch die Auseinandersetzungen zwischen den ökonomischen, staatspolitischen und gestalterischen Interesselagen, zu denen die Ausstellungen Anlass gaben. In der Mikrohistorie der verbandsinternen Ausmarchung spiegelt sich die Dialektik von Aussen- und Innenwahrnehmung, die auf die Vielzahl der Protagonisten und ihre wechselnden Allianzen im Spannungsfeld von Informieren und Verkaufen verweist.

Wie wenig sich letztere Tätigkeiten an ein jeweiliges Innen und Aussen binden lassen, illustriert treffend das gängige Recycling von Gestaltungselementen in wechselnden Ausstellungskontexten, so zum Beispiel Hans Ernis berühmtes *Landi*-Wandbild von 1939, dass sich später in handliche Teile zersägt und neu arrangiert an kommerziellen Messen in Barcelona und Lissabon wiederfindet.

Wo das Pendel in Richtung Verkaufen ausschlug, gerieten die Händler von Ideen zeitweise ins Hintertreffen. Debluë liefert auch eine Parallelgeschichte der (vorläufigen) Verlierer – in erster Linie Protagonisten der Romandie, die sich für eine antimoderne, meist katholisch geprägte Erneuerung engagierten, so der Maler Alexandre Cingria und seine *Gilde de Saint Luc*, der Freiburger Aristokrat Gonzague de Reynold, der Museumsmann Daniel Baud-Bovy oder der Publizist Gustave-Edouard Magnat. Obwohl einflussreiche Protagonisten der Romandie der Zwischenkriegszeit, bleibt ihre Wirkung auf nationaler Ebene vorerst verhalten. Mit zunehmender Polarisierung der politischen Verhältnisse und der damit verbundenen Verschiebungen der Relation von Informieren und Verkaufen werden die Beiträge dieser Antimoderne jedoch entscheidend an Aufmerksamkeit gewinnen.

Insgesamt handelt es sich bei Debluës umfangreicher Studie um eine gelungene Arbeit, die ihre Thesen an einer immensen Materialfülle überzeugend durchspielt und gleichzeitig einen ganzen Fächer neuer Fragestellungen öffnet. Zuweilen wünschte man sich etwas mehr an einschlägigen Synthesen, welche die weit ausgreifenden Themenfelder strenger aneinanderzubinden vermöchten; stellenweise ist auch die Form der einstigen Qualifikationsarbeit allzu fühlbar. Als Überblickswerk zur Schweizer Ausstellungsgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts handelt es sich zugleich um ein informatives Nach-

schlagewerk für Namen, Ereignisse, Ausstellungen und Archivbestände. Präsentiert wird einiges an historischem Bildmaterial, meist aus bekannten Quellen, aber aufschlussreich montiert oder zum ersten Mal im Originalformat abgedruckt – erwähnenswert: Robert Sprengs ikonische Gegenüberstellung des Schweizer und des sowjetischen Pavillons an der Pariser Weltausstellung 1937. Im Übrigen reiht sich der Band perfekt in eine Folge von Untersuchungen zur Schweizer Ausstellungsgeschichte, die bei den Editions Alphil in Neuenburg in den letzten Jahren erschienen sind, so Jean-François Fayets Arbeit zur Tätigkeit des Sowjetischen kulturellen Auslandsdienstes in der Schweiz, Pauline Milanis Studie zur Schweizer Kulturdiplomatie, Noëlle-Laetitia Perrets Geschichte des *Istituto Svizzero di Roma* sowie Thomas Kadelbachs Untersuchung zur Tätigkeit von Pro Helvetia 1945–1990, zu der das Buch von Claire-Lise Debluë aufschlussreiche Vorgeschichten liefert.

Mario Lüscher (Winterthur)

Jean Solchany
Wilhelm Röpke, l'autre Hayek
Aux origines du néolibéralisme

Publications de la Sorbonne, Paris 2015, 572 S., € 45.–

Im März 1942 erschien bei Rentsch (Erlenbach-Zürich) *Die Gesellschaftskrise der Gegenwart*, ein Buch, von dem bis Ende des Jahres 10'000 Exemplare vertrieben wurden. Der Autor, Wilhelm Röpke (1899–1966), Professor am Institut universitaire des hautes études internationales der Universität Genf (IUHEI), traf mit dieser eschatologischen Studie den zwiespältigen Zeitgeist eines Teils der bürgerlichen, ehemals liberalen Elite der Schweiz. Er stieg damit auch zum privilegierten Hofautor der *Neuen Zürcher Zeitung* auf. Röpke, dessen Schriften nach

dem Krieg auch international bekannt wurden, nahm schliesslich eine führende Rolle in der bunt zusammengewürfelten Gruppe der Neoliberalen der Nachkriegszeit ein.

Jean Solchany, Spezialist der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, untersucht in erster Linie die zahlreichen geistigen und wissenschaftlichen Einflüsse, die den Werdegang und die Aktivität Röpkes prägten. Er geht dabei nicht chronologisch vor, sondern erfasst in insgesamt 16 Kapiteln die verschiedenen Themenbereiche, die Röpke in seiner umfangreichen Tätigkeit berührte. Dabei stützt er sich nicht nur auf die rund 1300 Schriften Röpkes, sondern wertet auch ausführlich dessen umfangreiche Korrespondenz aus. So ist eine Studie entstanden, die im weiten Feld der Röpke-Interpretationen einen zentralen Platz einnimmt.

Bevor wir einzelne, von Solchany analysierte Themen aufnehmen, erscheint es mir nützlich, einen Blick auf die – im Buch nicht gesondert dargestellte – Biografie Röpkes zu werfen.

Wilhelm Röpke, Sohn eines pflichtbewussten Landarztes, kam am 10. Oktober 1899 in Schwarmstedt nördlich von Hannover zur Welt. In seiner Erinnerung sah er seine damalige Heimat als ländliche Idylle, in der die verschiedenen sozialen Gruppen harmonisch zusammenlebten. Zu Beginn des Jahres 1917 erwarb Wilhelm die Matura und studierte ein Semester in Göttingen. Im Herbst 1917 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, erhielt bald den Unteroffiziersgrad, und kam im März 1918 an der Front zum Einsatz, wo seine Kompanie eine englische Artilleriestellung eroberte – eine Tat, die ihn mit Stolz erfüllte. Am folgenden Tag traf ihn jedoch eine Kugel an der Schulter und, mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet, erlebte er das Kriegsende hinter der Front.

Röpke nahm in Göttingen erneut seine Studien auf, wechselte im Herbst 1919 an die Universität Marburg. Er beteiligte

sich im März 1920 als Mitglied eines Studentenkorps an einem unter dem Befehl der Reichswehr organisierten Ordnungsdienst. Mit einer Gruppe Gleichgesinnter versuchte er später, die Werte der neuen Republik gegen die antideokratischen Attacken der rechtsgerichteten Studentenverbindungen zu verteidigen. Sein Wirtschaftsstudium schloss Röpke 1921 mit einer 80-seitigen Doktorarbeit über die Arbeitsleistung im deutschen Kalibergbau ab. Schon 1922 habilitierte er sich mit einer 130-seitigen Studie über die «Morphologie der Verkehrswirtschaft» (gemeint ist die Marktwirtschaft); Ende 1924 begann er seine akademische Karriere als ausserordentlicher Professor an der Universität Jena. 1929 schliesslich kam seine Berufung nach Marburg. In diesen Jahren war Röpke schon viel unterwegs, unter anderem 1926/27 dank der Rockefeller-Stiftung neun Monate in den USA.

Auf die Machtübernahme durch Hitler im Januar 1933 reagierte Röpke am 8. Februar mit einer Rede, in der er die zerstörerische Wirkung der sich im Nationalsozialismus verwirklichenden Revolte der Masse denunzierte. Im April 1933 wurde er beurlaubt und im September in den Ruhestand versetzt, bezog aber bis September 1939 eine Rente. Röpke ging wie einige andere deutsche Gelehrte an die Universität Istanbul, wo er die Leitung des Instituts für Wirtschaftswissenschaft übernehmen konnte. Der Aufenthalt in Istanbul fiel ihm schwer und 1937 nahm er, nachdem er sich ohne Erfolg um einen Posten an der Wirtschaftshochschule in Wien beworben hatte, einen Lehrstuhl am IUHEI in Genf an.

Als Teilnehmer an einem von Walter Lippmann im August 1938 in Paris organisierten Kolloquium trat Röpke in den Kreis jener ein, die sich um eine Neuförmulierung des Liberalismus bemühten. Der Kern dieser Gruppe um Friedrich Hayek und Ludwig von Mises sollte sich

1947 in der *Mont Pèlerin Society* (MPS) wiederfinden.

In den Nachkriegsjahren trat Röpke immer stärker als Vielschreiber, Redner und Propagandist der neuen, unter dem Stichwort Neoliberalismus zusammengefassten Gesellschaftsdoktrin auf. Allein in der Zeit von 1942–1950 erschienen sechs seiner wichtigsten Werke: *Die Lehre von der Wirtschaft* (1942), *Die Gesellschaftskrise der Gegenwart* (1942), *Civitas humana* (1944), *Internationale Ordnung* (1945), *Die deutsche Frage* (1945) sowie *Mass und Mitte* (1950). Ein grosser Teil seiner Aufmerksamkeit galt in diesen Jahren immer noch Deutschland, dessen Wiederaufstieg er mit zahlreichen Kommentaren begleitete. Er hatte persönlichen Zugang zur politischen Elite der Bundesrepublik Deutschland, wobei er von Bundeskanzler Adenauer, der ihn mit einer Studie über die deutsche Wirtschaft betraute, empfangen wurde.

Solchany fokussiert in erster Linie auf das breite geisteswissenschaftliche und wissenschaftstheoretische Feld, in dem sich Röpke bewegte. Eine Zusammenfassung dieser vielfältigen Themen ist hier nicht möglich. Hingegen kann ich versuchen, anhand der Erläuterungen von Solchany einige der Leitlinien und Probleme von Röpkes Arbeiten, seiner Weltanschauung, seiner sozialpolitischen Doktrinen und seiner Persönlichkeit aufzuzeigen.

Röpke war ohne Zweifel in starkem Mass von den ökonomischen Schulen Deutschlands der Zwischenkriegszeit geprägt. Enge Beziehungen finden sich beispielsweise zu Walter Eucken (1891–1950) und Alexander Rüstow (1885–1963); Letzterer lehrte zur gleichen Zeit wie Röpke an der Universität Istanbul. Insgesamt war das von Röpke gepflegte und durch einen vielfältigen Briefwechsel belebte internationale Verbindungsnetz von enormem Umfang. Die von Solchany eifrig benutzte Korrespondenz zählt denn auch zu den wertvollen Quellen der Studie.

An Röpkes intellektueller Biografie fällt auf, dass er, eng in die damaligen Debatten verflochten, nicht selten eine ambivalente Haltung einnahm. So ist oft unklar, wo er geistesgeschichtlich stand. Anfang der 1920er-Jahre scheint er noch den Kathedersozialismus befürwortet zu haben, wird dann aber Adept des Kapitalismus, dessen modernes, von der Massenkultur geprägtes Gesicht ihn dann doch wieder abstieß. Die Widersprüche und die, wie Valentin Gittermann schon in Bezug auf die *Gesellschaftskrise der Gegenwart* betonte, «polemisch-feuilletonistischen Expektorationen» (*Rote Revue* 21 [1942/43], 339) sind derart zahlreich, dass man ernsthaft über den wissenschaftlichen Gehalt und die ideologische Position Röpkes nachdenken muss. Röpke versuchte seine wechselhaften Positionen mit dem Schlagwort «Dritter Weg» unter einen Hut zu bringen. Doch dieses schon in der Zwischenkriegszeit oft vorgebrachte Konzept bleibt schwammig und nur schwer fassbar.

Der zwiespältige Eindruck wird durch die Tatsache verstärkt, dass Röpke in seinem zweiten Lebensabschnitt, in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, immer mehr ins Fahrwasser eines nostalgischen und weltfremden, an die katholische Doktrin angelehnten Konservatismus hineinglitt. Neben den vielen grundsätzlichen Unklarheiten finden sich bei Röpke mehr als fragwürdige Stellungnahmen zum Zeitgeschehen. So kam er beispielsweise in der Frage der nationalsozialistischen Judenverfolgung zum Schluss, dass, wie in einer schwierigen Ehe, beide Teile, Juden und Deutsche, für die tragische Entwicklung unter dem Nationalsozialismus verantwortlich gewesen seien.

Verfolgt man im Detail die Stellungnahmen Röpkes in den verschiedenen Kreisen der deutschen Nationalökonomie der Zwischenkriegszeit – und Solchany liefert dazu beinahe überreiches Material –, so fragt man sich ernsthaft, ob er

wirklich die Grundzüge des Liberalismus vertrat. Man darf beispielsweise nicht übersehen, dass unter den ihm nahestehenden Ökonomen die parlamentarische und liberale Demokratie nur wenig Zuspruch fand. Da Röpke in der Massengesellschaft des 20. Jahrhunderts das grundlegende Übel seiner Zeit sah – eine aus der deutschen Kultursoziologie der Zwischenkriegszeit übernommene Anschauung –, konnte er nur eine Demokratie befürworten, in der den Eliten in einer gegebenen Hierarchie die Kontrolle über die Masse zukommt. Historisch gesehen sah er den Anfang der in die Massengesellschaft führenden Entwicklung in der Französischen Revolution, eine, so Röpke, «gigantische Katastrophe». Und bei seinen alternativen Vorstellungen zur Überwindung der Massengesellschaft und des Kollektivismus griff Röpke auf die Idylle einer ländlichen, proletarierfreien, dezentralisierten und patriarchalischen Wirtschaft zurück. Solche geradezu mythisch verbrämte Bilder fanden insbesondere bei den Anhängern der geistigen Landesverteidigung der Schweiz der 1950er- und 60er-Jahre Anklang.

Sucht man nach einigermassen beständigen Grundzügen in Röpkes Denken, so findet man diese in erster Linie in seinem doktrinären Antisozialismus und Antimarxismus. An sich ist nach Röpke beinahe jeder moderne Staat verdächtig, eine gefährliche Sozialpolitik zu betreiben. Sozialistische Politik, ja sogar schon nur liberale Sozialpolitik führt in seinen Augen unvermeidlich zum totalitären Staat – eine These, die er mit Friedrich Hayek teilte, dessen Werk *The Road to Serfdom* zwei Jahre nach Röpkes *Gesellschaftskrise der Gegenwart* erschien.

Dasselbe Interpretationsraster unterlegte Röpke dem Begriff «Kollektivismus». Auf diesen Ansatz Bezug nehmend verurteilte er den Beveridge-Plan von 1942, jegliche Art von Sozialpolitik, staatliche Eingriffe ins Gesundheitswesen oder

auch die in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführten Altersversicherungen. Besonders virulent ist seine Kritik der Gewerkschaften, in denen er feudale, kollektivistische Mächte sah. Und die Vollbeschäftigung war in seinen Augen ein Unsinn, da sie die marktwirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit zerstöre. Seine Kritik des Kollektivismus konzentrierte Röpke schliesslich auf John Maynard Keynes (1883–1946), dessen wirtschaftspolitische Theorien während der Nachkriegszeit in vielen Ländern Beachtung fanden.

Staatsinterventionismus war für Röpke, auch wenn er zwischen «guten» und «schlechten» Interventionen zu unterscheiden versuchte, von Übel und führe zum totalitären Staat. Er lehnte selbst Massnahmen gegen Kartelle ab, obwohl er deren verderbliche Rolle in der freien Marktwirtschaft denunzierte. In einem Brief kritisierte er übrigens die «Durchkartellierung» der Schweiz – öffentlich hielt er sich jedoch mit dieser Kritik zurück, um nicht seine helvetischen Förderer zu verärgern.

Da Röpkes Schriften in der schweizerischen Politik der 1940er- und 50er-Jahre eine bedeutende Rolle spielten, soll noch ein besonderer Blick auf dieses Thema geworfen werden.

In der schweizerischen bürgerlichen Politik hatte spätestens im Sommer 1940 eine gewisse geistige Desorientierung um sich gegriffen. In der am 25. Juni 1940 vom freisinnigen Bundesrat Marcel Pilet-Golaz am Radio vorgetragenen Rede fanden sich Äusserungen, die auf eine Minderung des politischen Liberalismus und auf eine autoritäre Führung durch den Bundesrat hindeuteten. Die geistige, wirtschaftliche und politische «Wiederaufrichtung» müsse, so Pilet-Golaz, «ausserhalb veralteter Formeln» in die Hand genommen werden. Weniger als ein Jahr später bestätigte Max Wey, der Präsident der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz (FDP), diesen Aufruf. «Wir wol-

len», so Wey am Parteitag der FDP, «eine Freiheit, die beschränkt ist durch Ordnung.» Dieser Satz könnte genau so auch von Röpke stammen.

Röpke verdankte seinen Aufstieg zum Star der «wissenschaftlichen» Publizistik in grossem Mass Willy Bretscher, dem damaligen Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*. In der verunsicherten politischen Landschaft dominierten, auch im freisinnigen Lager, Vorstellungen über eine Erneuerung der Schweiz auf der Grundlage einer autoritären Führung und einer disziplinierten Volksgemeinschaft. In dieser Situation erwiesen sich Röpkes Kommentare als genügend weitschweifig, um sowohl rechtslastige Geister als auch liberale, aber nach Erneuerung suchende Stimmen unter einen Hut zu bringen. Bretscher machte aus Röpke ein Starkolumnisten der *Neuen Zürcher Zeitung*. Er verteilte das Buch *Gesellschaftskrise der Gegenwart* an jeden Mitarbeiter der Zeitung. Diese Begeisterung für Röpke wurde vom führenden Journalisten des Wirtschaftsteils der *Neuen Zürcher Zeitung*, Carlo Mötteli, geteilt. Neben der *Neuen Zürcher Zeitung* bemühten sich die rechtskonservativen *Schweizer Monatshefte* und die freisinnige *Neue Schweizer Rundschau* um Röpkes Mitarbeit. 1959/60 lieferte Röpke übrigens auch Beiträge für das Magazin *Diskussion*, eine Publikation der rechtslastigen geistigen Landesverteidigung.

Das zweite Sprungbrett für Röpkes Aufstieg bot die 1947 gegründete *Mont Pèlerin Society* (MPS). Es handelte sich, trotz dem Schlagwort «Neoliberalismus», um eine heterogene internationale Gesellschaft von Journalisten und Akademikern, zu denen unter anderen Friedrich von Hayek, Milton Friedmann und Ludwig von Mises zählten. Röpke selbst sprach von «einer Art internationaler fünfter Kolonne des Liberalismus, eine[r] Art von liberaler Freimaurerei». Die Gruppe vereinigte jedoch weniger ein klares liberales Kon-

zept als vielmehr eine virulente Kritik am Sozialismus und Kollektivismus, an staatlichen Interventionen und Planwirtschaft sowie an jeglicher Form von Wohlfahrtsstaat. Dass die MPS von inneren Spannungen nicht frei war, zeigte der 1961 erfolgte Austritt von Röpke zusammen mit einem guten Dutzend anderer Mitglieder.

In den letzten 15 Jahren seines Lebens wurden die Thesen, Kommentare und privaten Äusserungen Röpkes immer extremer und absurder. Neben einem romantischen, antimodernistischen Konservatismus entwickelte er beispielsweise eine rassistisch gefärbte Kritik an der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung zugunsten der schwarzen Bevölkerung. Sein schon seit den 1920er-Jahren virulenter Antiamerikanismus kam noch stärker zum Zuge; in der Wahl Kennedys sah er eine Katastrophe. Dafür setzte er sich aktiv für das südafrikanische Apartheid-Regime ein. Zu erwähnen wäre schliesslich seine strikte Ablehnung des Stimmrechts für Frauen.

Die Kritiker Röpkes, unter ihnen einige Schweizer, kommen in Solchanys Studie nur am Rand vor. Schade ist, dass die Artikel des bekannten Schweizer Historikers Herbert Lüthy («Wilhelm Röpkes ‹Internationale Ordnung›» und «Fragmente zu einem Instrumentarium des geistigen Terrors», *Schweizer Annalen* 2 [1945], 193–212, 369–386) nicht erwähnt werden.

Solchanys Röpke-Studie liefert ein so umfangreiches Material, dass der Leser gelegentlich beinahe die Orientierung verliert. Der grosse Gewinn liegt jedoch in der detaillierten Aufschlüsselung der geistigen und intellektuellen Welt, unter deren Einfluss Röpkes Denken stand. Dabei erfährt der Leser vieles, was über Röpke hinausführt und uns Einblick in einen wichtigen Teil der ökonomischen Theorien und der entsprechenden politischen Praxis gibt, die das 20. Jahrhundert prägten.

Hans-Ulrich Jost (Lausanne)

Helmut Meyer
Geschichtsunterricht
Eine praxisnahe Einführung
episteme.ch, Zürich 2015, 256 S., Fr. 48.–

In *Geschichtsunterricht* verbindet Helmut Meyer pädagogische und allgemeindidaktische Überlegungen geschickt mit praktischen Beispielen. Dabei nähert er sich der Frage nach dem Unterrichten im Fach Geschichte aus drei theoretischen Perspektiven. Erstens begründet er die Existenz des Geschichtsunterrichts in der Pädagogik und referiert kurz und prägnant pädagogische und allgemeindidaktische Voraussetzungen für das Fach. Zweitens stellt er Überlegungen zum Verhältnis von Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft an. Drittens beschäftigt er sich mit Geschichte als Schulfach. Entstanden ist eine verständliche Darlegung der (geschichts)didaktischen Forschung, deren Relevanz er an seiner praktischen Erfahrung überprüft und so die Theorie immer wieder mit Beispielen unterlegt.

Im zweiten Teil des Buchs geht er auf Ziele und Mittel des Geschichtsunterrichts ein. Selbst wenn für erfahrene Lehrpersonen die Benennung von Lernzielen im Unterricht eine Selbstverständlichkeit darstellt, hat die Rezensentin deren kompakte Zusammenstellung mit Gewinn gelesen, stellen sie doch eine gute Übersicht zur Bedeutung des Schulfachs dar. Weit über die Fähigkeit, historisch zu denken, hinaus lernen die SchülerInnen im Geschichtsunterricht, Zusammenhänge zu erschließen, Fragen zu stellen, gesellschaftliche Probleme zu erkennen, auf der Grundlage einzelner Fakten Synthesen zu bilden, Ursachen von Veränderungen zu erkennen, Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen zu beurteilen, um nur eine kleine Auswahl der genannten Lernziele des Geschichtsunterrichts aufzuzählen. Ein Überblick über die Unterrichtsmedien

vom Schulbuch bis zur historischen Karte schliesst das Kapitel ab.

Im dritten Teil geht es um Unterrichtsformen: Für den Plenarunterricht wie auch für den individualisierenden Unterricht geht Meyer auf gängige Formen ein. Aufällig, dass er Exkursionen zu den individualisierenden Unterrichtsformen zählt. Den Abschluss des Werks bilden Überlegungen zur Leistungsmessung.

Meyers Buch rezipiert die Diskussion über Lernziele und ihre Bedeutung bis in die jüngste Zeit. Wohltuend für viele Lehrpersonen, die sich mit neuen (Kompetenz-)Lehrplänen herumschlagen, sind die Darlegungen zum kompetenzorientierten Unterricht. Initiiert durch den Lehrplan 21 soll nun auch in den weiterführenden Schulen nach dem Kompetenzmodell unterrichtet werden. Meyer führt aus, dass dieses im Geschichtsunterricht keinen Gewinn darstelle, sondern einschränkend wirke. Kompetenzen entsprächen im Lernzielmodell lediglich den Fähigkeiten und Fertigkeiten und liessen andere Ziele aussen vor. Hier ist Meyer zuzustimmen, zumal neu entstandene Lehrpläne für das Fach Geschichte (beispielsweise der Kantonale Lehrplan für die Berufsmaturität 2015) den Verdacht aufkommen lassen, dass es sich in erster Linie um einen Nomenklaturwechsel gehandelt habe. Moderner Geschichtsunterricht zielte bereits in seiner Lernzielorientierung auf Fähigkeiten und Grundhaltungen und somit auf Kompetenzen und nicht ausschliesslich auf reproduziertes Wissen.

Trotz des breiten Ansatzes verrät das Buch die Optik des Gymnasiallehrers und vernachlässigt die in vielem verwandten Berufsmaturitätsschulen (BMS), in deren Curriculum Geschichte ebenfalls fest verankert ist. Wie sich das Fach «Geschichte und Politik» in der BMS in Zukunft behaupten kann, wird sich allerdings noch zeigen. Mit der Umsetzung des neuen Rahmenlehrplans wurde es 2015 mit einer

zusätzlichen Unterrichtsstunde ausgestattet, gleichzeitig aber vom Maturfach zum Ergänzungsfach degradiert.

Zu Recht beschreibt Meyer das Verhältnis zwischen den einzelnen Schulfächern als abgegrenzt, jedes Fach sei eine «autonome Provinz». Stärker als im gymnasialen Unterricht wird an Berufsmaturitätsschulen versucht, diese Grenzen zu überwinden. Interdisziplinäre Arbeiten aus verschiedenen Fächern sind dort als solche notenrelevant – seit der Einführung des Eidgenössischen Rahmenlehrplans für Berufsmaturitätsschulen vom 18. Dezember 2012 existiert eine Note für interdisziplinäres Arbeiten in den Fächern (IDAF). Meyers Ausführungen zum interdisziplinären Unterricht begründen, weshalb sich die Lehrkräfte der BMS im ersten Jahr der Umsetzung des neuen Lehrplans (im Kanton Zürich im Schuljahr 2015/16) mit der Vorgabe zur Interdisziplinarität schwer taten. Nicht nur denken SchülerInnen und Lehrpersonen in Fächern, sondern auch der Schulalltag ist auf Fächer ausgerichtet und verlangt für interdisziplinäre Projekte, die sich über mehrere Fächer erstrecken, viel organisatorisches Talent.

Alles in allem handelt es sich ein lesenswertes Buch, das Anfängern den Einstieg in den Geschichtsunterricht vereinfachen kann und «altgedienten» Lehrpersonen viele Anregungen liefert. Die zahlreichen kommentierten Lesetipps in den Randspalten animieren zum Weiterlesen. Hingegen irritieren die Aufforderungen zur Diskussion mit KollegInnen, teilweise mit konkreten Fragen und Aufträgen, und wirken überdidaktisiert.

Katja Hürlimann (Zürich)

**Aglaia Wespe
Alltagsbeobachtung als Subversion
Leningrader Dokumentarfilm
im Spätsozialismus**

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 279 S., € 45,-

Während der Brežnev-Ära (1964–1982) wurden die künstlerischen Freiheiten, die mit der Entstalinisierung Einzug gehalten hatten, wieder eingeschränkt. Die kommunistische Partei verlangte von allen Medien, dass sie die glorreiche Realisierung der sozialistischen Utopie zeigten. Einzelne DokumentarfilmerInnen unterwanderten diese Vorschriften aber. In ihrer originellen kulturhistorischen Basler Dissertation weist Aglaia Wespe Manifestationen von Widerspenstigkeit in Dokumentarfilmen über den sowjetischen Alltag nach. Sie konzentriert sich auf Produktionen des Leningrader Dokumentarfilmstudios, die in den späten 1960er- und den 1970er-Jahren an Festivals in der Sowjetunion, Polen und der DDR gezeigt wurden. Zeitgleich wie im Westen setzten sich in der UdSSR neue Konzepte und Techniken durch, welche das Gesicht des Dokumentarfilms veränderten. Die Kamera ging näher an die Personen heran und fokussierte vermehrt auf das Gesicht. Die Filme bemühten sich, Alltagsleben von gewöhnlichen Menschen so zu zeigen, dass sie sich nicht beobachtet fühlten. Sie wollten die gesellschaftliche Realität jenseits der sowjetischen Propaganda darstellen.

Da Begleitdokumente zu Entstehung und Gebrauch der Filme fehlen, greift Wespe auf Interviews von Zeitzeugen zurück. Sie erhält dadurch Informationen zu den zum Teil misslichen Bedingungen der Filmproduktion, aber auch zum Alltag in Leningrad, als die Filme gedreht wurden.

Dem Methodenteil, in dem Wespe über die Herausforderungen der Interpretation von Dokumentarfilmen und von Zeitzeugeninterviews reflektiert, folgen Ausführungen zum historischen Kontext

der spätsowjetischen Gesellschaft und zur Filmgeschichte.

Im dritten Teil der Arbeit folgen drei ausführliche Filminterpretationen, die neue Erkenntnisse zum Thema der Dissertation enthalten. Wespe arbeitet die Sequenzen exakt durch, indem sie filmanalytische Kategorien wie Einstellungsgrösse, Positionierung der Personen zueinander und im Raum ebenso wie die Kameraposition und den Kommentar als Kategorien zueinander in Beziehung setzt und daraus in einer dichten Beschreibung ihre Interpretation gewinnt. Anschliessend misst sie diese an der bestehenden wissenschaftlichen Literatur und an den Aussagen aus den Interviews. Sie thematisiert dazu die Interviewsituation selbst, vermerkt, wie sich die Interviewten verhielten, und beurteilt diese Haltung im Hinblick auf die Aussagekraft der kommunizierten Inhalte und auf ihre Vergleichbarkeit mit den Filminterpretationen.

In *Nur drei Schulstunden* (1968) von Peter Mostovoj, der in 20 Minuten den Schulalltag einer siebten Klasse in Leningrad nachzeichnet, konzentriert sich Wespe auf jene Sequenzen, in denen einerseits Disziplinierung (nach Foucault), andererseits Eigensinn (nach Lüdtke) zu erkennen sind. Sowohl im Film wie in den Interviews findet Wespe Hinweise darauf, dass trotz Bemühungen zur Uniformierung des sowjetischen Schulsystems Wider-spenstigkeit möglich war. So diszipliniert in einer Szene die Lehrerin einen Schüler, weil er sich zu wenig anstrengt und sich damit der sowjetischen Forderung nach Einordnung ins Kollektiv widersetzt. Die Inszenierung des Desinteresses des Knaben interpretiert Wespe als Zeichen eigen-sinniger Abwehr. Sie hält es durchaus für möglich, dass der Preis, den der Film am Filmfestival von Krakau 1969 erhielt, als Ausläufer der Prager Ereignisse ein Jahr zuvor genau diese indirekte Systemkritik belohnen wollte.

Das zweite Beispiel, der 20-minütige Film *Die Strassenbahn fährt durch die Stadt* (1973) von Ljudmila Stanukinas, zeigt einen Tag im Leben der Tramfahrerin Ljudmila Grigorovič. Die Fahrgäste werden von der Tramfahrerin – und von der Kamera – ohne ihr Wissen beobachtet. Die Filmanalyse weist in mehreren Sequenzen die Ambivalenz des sowjetischen Alltags nach. Sie zeigt die Diskrepanz zwischen der Privatsphäre, repräsentiert durch ein sich unbeobachtet wähnendes Liebespaar im Tram, und den sowjetischen Bemühungen, den öffentlichen Raum zu kontrollieren. Diese manifestieren sich in der Durchsage im Tram, ein Billet zu kaufen. In dieser harmlosen Aussage schwingt die Androhung einer Busse mit, was im sowjetischen Alltag als Schande galt.

Wespe widmet sich einer eingehenden Untersuchung der Geschlechterverhältnisse, indem sie die Träumerei der Tramfahrerin über Schönheitsideale mit der Mehrfachbelastung der arbeitenden Mütter konfrontiert, die zu Hause für die gesamte Haus- und Erziehungsarbeit zuständig waren.

Trotz dieser Ambivalenzen ist der Film als Hommage an das Tram und an Leningrad zu lesen, der darauf verzichtet offensichtliche Missstände, wie schlechte Schienen, zu thematisieren oder auf gelebte Ausgrenzungen nach geografischer oder sozialer Herkunft hinzuweisen.

Auch im dritten Film *Unsere Mutter – ein Held* (1979) von Nikalaj Obuchovič steht eine Frau im Zentrum. Die Weberin Valentina Golubeva wurde wegen massiver Übererfüllung des Fünfjahresplans zum «Held der Arbeit» (sic). Der Film inszeniert Golubeva in Schwarz-Weiss-Bildern aus der offiziellen Wochenschau als Parteimitglied und als glückliche Mutter. Diese Bilder werden durch neu gedrehte Farbaufnahmen mit privaten Szenen hauptsächlich vom Ehemann und vom Sohn kontrastiert. Der Kameramann lebte so lange bei der Familie, bis er und seine

Aufnahmegeräte «vergessen» wurden. Dadurch gelangen ihm intime Einblicke hinter die Propaganda, die HeldInnen in Fortsetzung stalinistischer Tradition ideo-logisch medialisierten.

Hintereinander geschnittene Bilder des Hausarbeit verrichtenden Ehemanns im Hinterhof (in Farbe) und der für den sowjetischen Fortschritt arbeitenden Heldin (in Schwarz-Weiss) wertet Wespe als Kritik an dieser Rollenteilung und damit als Plädoyer für ein traditionelles Rollenbild. Der dramatische Schluss rückt ein weiteres Mal die Ambivalenz sowjetischer Geschlechterbilder ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die einzigen Farbaufnahmen der Protagonistin zu Hause zeigen sie zwar weinend und total erschöpft, aber dennoch gewillt, ihre Rolle als Mutter und als Heldin zu erfüllen.

Der Film wurde wegen seiner Farbsequenzen verboten. Während der Perestroika konnte er in einer überarbeiteten Version gezeigt werden. Die nachträgliche Integration des Verbotsentscheids in den Film konnte nun als Zeichen des Widerstands gegen die Zensur gelesen werden.

Wespes Untersuchung beweist das grosse Potenzial audiovisueller Quellen für die historische Forschung. Gerade Alltagsthemen eignen sich, um in den Subtexten der Filme soziale Konventionen zu entdecken, die das Potenzial haben, Teil der kulturellen Erinnerung einer Gesellschaft zu werden. Die Arbeit zeigt überdies, dass eine sorgfältige und kompetente Analyse auf Kontextquellen angewiesen ist, seien es Begleittexte oder Zeitzeugeninterviews.

Schade ist, dass sich Wespe bei den Methodikausführungen nicht auf die in den letzten Jahren stark angewachsene Literatur zur *visual history* abstützt und fundamentale Arbeiten zum Wesen des Dokumentarfilms etwa von Eva Hohenberger ignoriert.

Hans Woller

Mussolini

Der erste Faschist. Eine Biografie

C. H. Beck, München 2016, 397 S., € 26,95

Ziel des Buchs sei es, hält Hans Woller im Vorwort fest, nicht eine Gesamtbio-graphie zu bieten, sondern das Wesentliche Mussolinis zu erfassen und dabei den Forschungsstand zu reflektieren, wozu es Mut zur Lücke brauche. Im vorliegenden Fall bedeutet dies, nicht nur von einem Quellen- und Literaturkorpus gigantischen Ausmasses auszugehen, sondern bei einem Leben, das an Ereignisreichtum und Komplexität kaum zu überbieten ist, eine Auswahl vorzunehmen, die den Kriterien sowohl der Wissenschaftlichkeit als auch der Leserfreundlichkeit Rechnung trägt. Woller hat diese anspruchsvolle Aufgabe mit Bravour gemeistert. Im Unterschied beispielsweise zu Renzo de Felices 6000-seitiger Mussolini-Biografie wird nicht das Tagesgeschehen rekonstruiert. Herausgearbeitet werden Erwartungs-horizonte, Wertideale und Verhaltensmu-ster des Protagonisten über die einzelnen Zeitschnitte hinaus, womit sich wert-volle neue Erkenntnisse und Einsichten für das Verständnis seiner Person und seines Handelns gewinnen lassen.

Mussolini zählt zu denjenigen Akteu- ren der Geschichte, bei welchen Wahrneh-mung, Legenden und Erinnerung bis heute den Blick auf die Realität verstellen und erschweren. War der Duce für die einen ein Genie, so war er für die anderen ein bruta-ler Despot, während er nochmals anderen als vergleichsweise milder und rational handelnder Diktator galt, der jedoch mit Hitler auf die falsche Karte setzte und dabei zu dessen Opfer wurde. Was seine Person betrifft, so war er überzeugt, etwas Besonderes und zu Höherem bestimmt zu sein. Wie seine Tätigkeit als junger Ge-werkschaftssekretär in Lausanne und später als sozialistischer Politiker, Chefredaktor

und Manager der Zeitung *Avanti!* zeigte, war er ein nimmermüder, gut vernetzter und durchsetzungskräftriger Schaffer, der die Fähigkeit besass, gewinnend aufzutreten und sich so auszudrücken, dass er den Nerv der Arbeiter traf. Gleichzeitig war er krankhaft misstrauisch, eitel, stur und menschenverachtend abgestumpft. Unzählige Affären weisen ihn zudem als das aus, was man heute einen sexsüchtigen Macho nennt.

War Mussolini, der 1914 für einen Kriegseintritt Italiens plädierte und sich mit den Sozialisten überwarf, der «erste Faschist»? Betrachtet man ihn nicht als Theoretiker oder als Schöpfer einer Ideologie, sondern als Techniker der Macht, der es verstand, politische Konstellationen zu nutzen, verzettelt agierende Kräfte zu bündeln und ihnen Perspektiven zu vermitteln, so trifft die Bezeichnung zweifellos zu. Hinzu kamen die Fokussierung auf die eigene Nation, die bedingungslose Hingabe an die gemeinsame Sache sowie die Bereitschaft zu Gewalt, Krieg, Terror und Mord. Als weitere Merkmale zu erwähnen wären Nepotismus, persönliche Bereicherung und Korruption in grossem Stil.

Von entscheidender Bedeutung war sodann die Figur des charismatischen Führers, die, wie es sich erwies, Mussolini wie auf den Leib geschrieben war. Wie nie zuvor je ein Politiker setzte er alles daran, propagandistisch professionell sich selbst zu inszenieren, sei es mit nacktem Oberkörper als Mannsbild aus Fleisch und Blut, sei es behemt in Uniform auf dem Podest des Feldherrn als Strategie oder generell «als Vater aller Dinge», (109) der dort, wo die anderen versagten, Wunder bewirkte, den Karren aus dem Dreck zog und für Ordnung sorgte. Der Duce-Mythos wurde zu seinem grössten Kapital. Damit umgab er sich mit einer Aura der Unantastbar- und Unersetzbarkeit, womit es ihm während mehr als zwei Jahrzehnten gelang, seine Herrschaft über die faschistische Partei und sein Land zu zementieren.

Dass Mussolini, kaum war er Ministerpräsident, das Parlament entmachtete, eine Diktatur errichtete und die antifaschistische Opposition zerschlug, nahmen das liberale Polit-Establishment, die Wirtschaft, die Kirche, die Armee sowie die Monarchie grossmehrheitlich billigend hin. Innenpolitisch freie Hand hatte er ebenfalls bei seiner zielstrebig verfolgten imperialistischen Politik und den in Afrika geführten Kriegen, in welchen die italienische Armee mehrfach Massenverbrechen beging. Im Unterschied zu Europa, wo vorerst Zurückhaltung geboten war, zeigte der Faschismus hier erstmals «sein wahres Gesicht»: (125) Fernziel und somit integraler Bestandteil der Politik Mussolinis war es, sein Land zur imperialen Grossmacht umzugestalten und es anthropologisch zu revolutionieren. So bekannte er sich schon 1925 zur Idee, «Generationen im Labor zu schaffen», da man so Eliten schaffe, die ihrerseits Imperien schafften. (156) Dazu diente nicht nur eine auf körperliche Ertüchtigung und faschistische Indoktrinierung der Jugend ausgerichtete Bildungspolitik, mit der Italien der bürgerliche Geist ein für alle Mal ausgetrieben werden sollte. Erforderlich war auch, wie er betonte, ein «strenges Rassenbewusstsein», (154) was sich in rigorosen staatlichen Rassentrennungsmassnahmen niederschlug. Als bedroht erachtet wurde die Reinheit der *razza italiana* auch durch Juden. Selbst wenn er aus taktischen Gründen zunächst öffentlich nicht darüber sprach, war der Duce, schon bevor er Hitlers Verbündeter wurde, ein eingefleischter Antisemit. Er verwahrte sich gar entrüstet gegen die Idee, dass seine antisemitische Politik nicht auf ihn selbst zurückzuführen, sondern ihm von aussen aufgezwungen worden sei. Ziel war ein Italien ohne Juden, das heisst ihre Vertreibung und nicht ihre Vernichtung, wobei er keine Skrupel hatte, den Zugriff auf Juden durch Nazideutschland zuzulassen und zudem zu unterstützen.

Der Logik des Grossmachtstrebens entsprach ebenfalls, dass Mussolini die Kooperation mit Hitler suchte, nachdem die Westmächte trotz ihrer Bereitschaft, sich mit ihm zu verständigen, ihm weder im Mittelmeer noch auf dem Balkan oder in Afrika das bieten konnten, was er wollte. Folgerichtig war es in dieser Perspektive auch, dass er parallel zu Deutschland seinerseits weitere Kriege entfesselte. Dabei erwies sich sein Regime rasch als überfordert und unfähig zur Korrektur der systembedingten Mängel. Remedur suchte Mussolini vielmehr in der Radikalisierung seiner Politik, was jedoch das Ende seiner Herrschaft nicht verhindern konnte: weder 1943, als ihn die Granden seiner Partei und der König entmachteten, noch danach als Staatschef der Republik von Salò.

Der Duce war, wie er sich resigniert eingestehen musste, mit seiner Politik gescheitert. Entbürgerlichen und faschistisieren, wie er es wollte, liess sich Italien nicht. Was er dabei nicht erwähnte, war, dass er zum Vasallen Hitlers geworden war, dass seine Herrschaft Hunderttausenden das Leben gekostet sowie sein Land und die von ihm besetzten Staaten mit

Gewalt, Leid, Verwüstung und Zerstörung überzogen hatte. Er selbst ergriff vor dem Einmarsch der Alliierten die Flucht, wurde erkannt und kurz danach ohne reguläres Gerichtsverfahren von Partisanen füsiliert. Sein Leichnam wurde vor einer grossen Menge öffentlich zur Schau gestellt und dabei zur Unkenntlichkeit geschändet. Sicher entsorgt war er damit nicht. Auch als Toter geistert er weiterhin herum und wirkt in die Gegenwart hinein: als Galionsfigur für Ewiggestrige und Rechtsradikale sowie – ungeniert und ungestraft – als Verkaufs- und Promotionstool im Billigwarengeschäft und im Pornobusiness.

Und die Schweiz? Auch wenn sie ihm als Puffer zu Deutschland und für die Beschaffung von Devisen sehr wohl dienlich war, bezeichnete Mussolini sie verächtlich als «Kleinstaat voller Gift», (205) stritt ihr die Existenzberechtigung ab und prophezeite, dass sie untergehen werde. Dass er nach wie vor die ihm 1937 verliehene Ehrendoktorwürde der Universität Lausanne besitzt, ist auch deshalb unverständlich.

Benedikt Hauser (Hinwil)